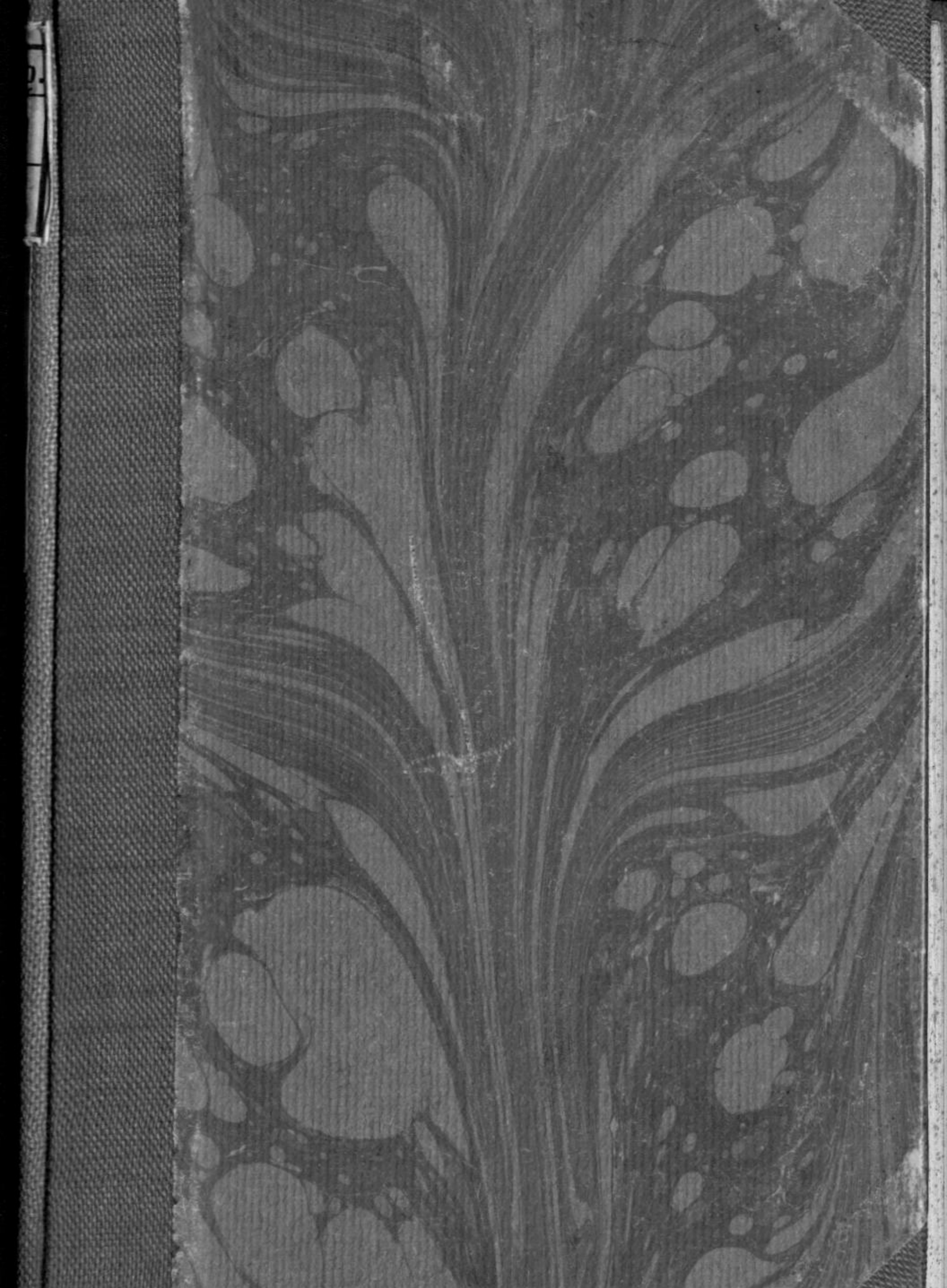
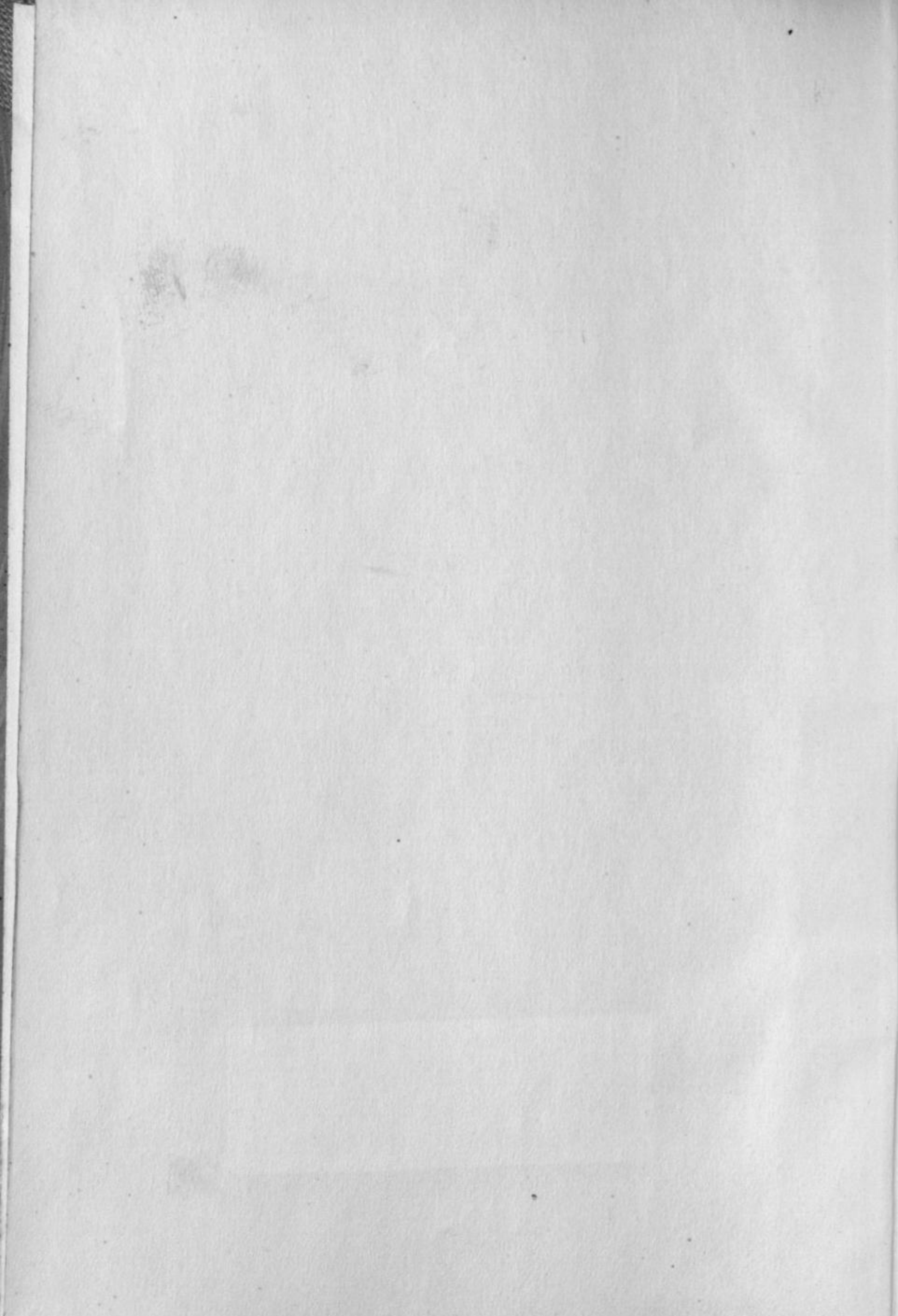






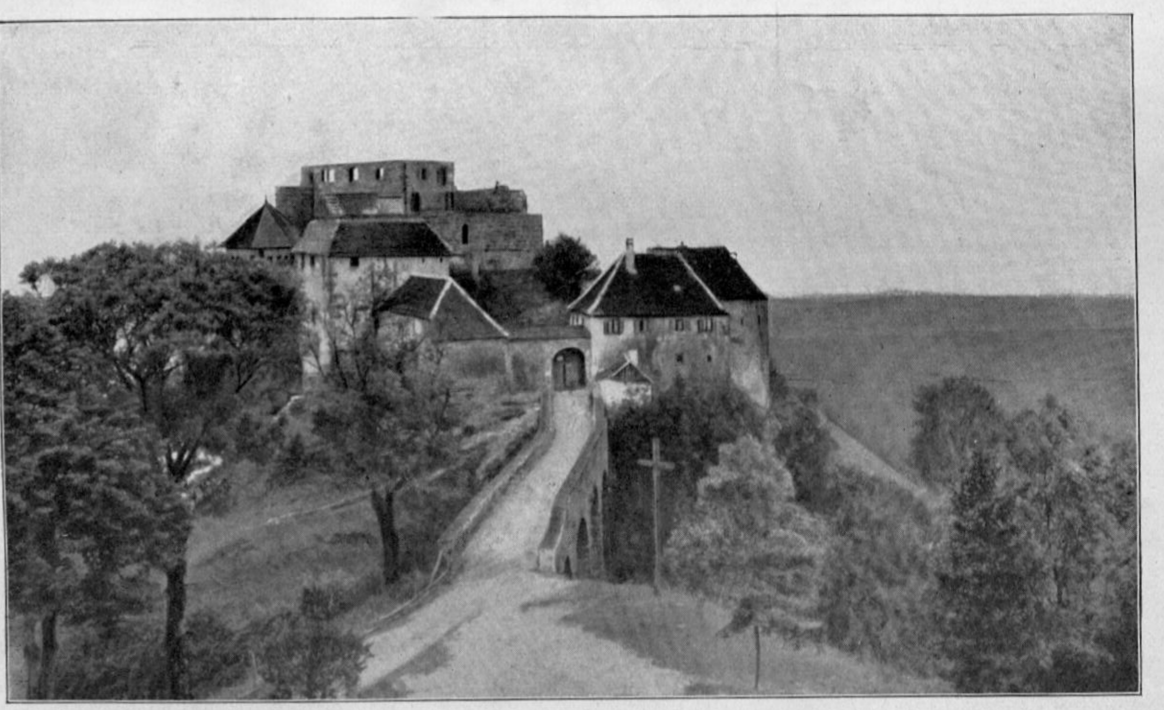


Rund
um den

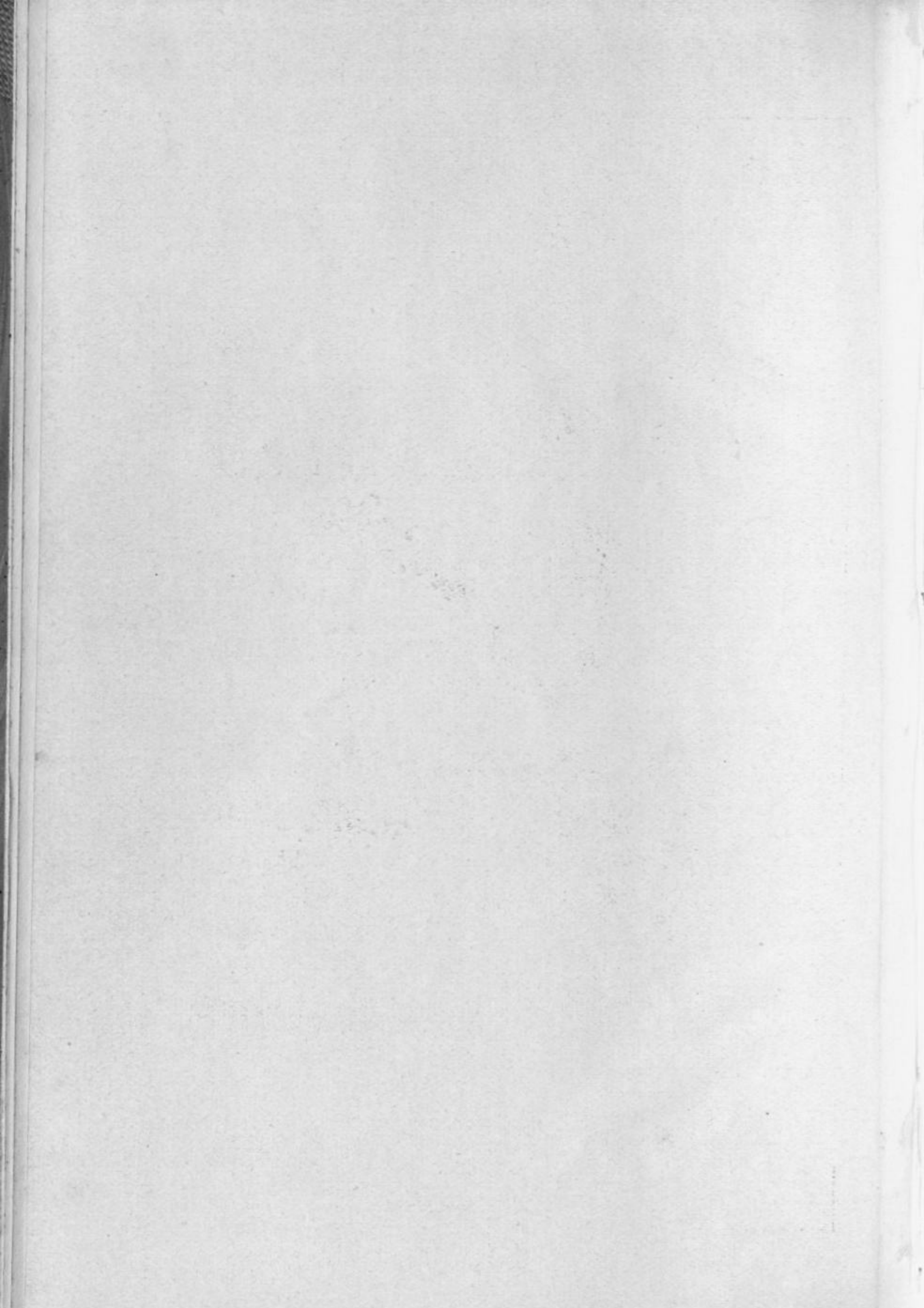
Hohenstaufen

Heimatkundliche Streifzüge durch den Hohenstaufengau

von Prof. Dr. E. Kapff, Göppingen



Ruine des 1865 vom Blitz eingeäscherten Schlosses Hohenrechberg mit der alten, in den Kämpfen des Mittelalters nie zerstörten Burg.



Rund um den

Hohenstaufen

Heimatkundliche Streifzüge durch den Hohenstaufengau

von Prof. Dr. E. Kapff



Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Wir leben in einer Zeit voll Problematik, in der es an Stoff zu einer kritischen Betrachtung der Umwelt wahrlich nicht mangelt und viel von dem, was bisher als begehrens- und erstrebenswert erschien, seinen Zauber einzubüßen beginnt. So macht sich in immer weiteren Kreisen eine Abneigung, ja ein Widerwille gegen die Großstadt geltend, aber auch gegen die unter den Nachteilen der „Errungenschaften der Neuzeit" besonders leidende moderne Stadt überhaupt. Man fühlt sich abgestoßen von der „Backsteinwüste", von dem die Stadtbewohner vom mütterlichen Boden abschließenden Asphalt, dem ganzen städtischen nervenzerrüttenden Getriebe und der das gesunde Gefühls- und Sinnenleben überwuchernden Hochzüchtung der Verstandestätigkeit, von dem Uebermaß der aus der Verschiedenheit der Bevölkerungselemente sich ergebenden Spannungen und Reibungen. Kurz: der die Lebensgesetze noch bejahende Mensch in uns sträubt sich gegen die Zwangsjacke, die ihm eine dem natürlichen Wachstum und Leben vielfach entfremdete Zivilisation anlegt.

Darum mit Goethes „Faust": „Flieh! Auf, hinaus ins weite Land!" Aber diesem Ruf ist nicht so leicht Folge zu leisten. Denn wo hört die Stadt auf und wo fängt das Land an? Die mit unheimlicher Geschwindigkeit erfolgte Entwicklung des Verkehrsnetzes hat dafür gesorgt, daß Auto, Autobus, Fahrrad mit und ohne Motorantrieb das sogenannte platte Land in weitem Umkreis um den Stadtkern herum ihrer Herrschaft unterworfen haben. Wer also wirklich in die „unzivilisierten" Gefilde, wo noch der natürliche, nicht mechanisierte Mensch haust, vorstoßen will, sollte sich in den Wegen auskennen, die diese auch heute noch erschließen und die von den Windhunden der Landstraßen und ihrer Nebenstränge gemieden werden.

Wenn man auch sonst im Leben das Abwegige nicht bevorzugen soll, muß man es hier aufsuchen. Die unmittelbare Berührung mit der Allmutter Natur wird den dem Zivilisationsbetrieb abtrünnig Gewordenen reichlich entschädigen für die übrigens meist nur durch finanzielle Gegenleistungen erhältlichen ihm dort dargebotenen Genüsse. Aber auch noch anderes Wanderglück, manchmal sogar wirkliche Entdeckerfreuden, harren dessen, der diese Wege richtig zu gehen versteht. Und zwar ganz besonders in einem Gebiet wie dem der Umgebung Göppingens mit ihrem Reichtum nicht nur an landschaftlichen Schönheiten, sondern auch an Denkmälern aus der geschichtlichen Vergangenheit unseres Volkes. Darf man doch kühnlich behaupten, daß, wenn auch die Amtsstadt Göppingen selbst verhältnismäßig wenig solche Schätze aufweist, dafür die Umgebung — wobei die Grenzen des Oberamts natürlich nicht ängstlich einzuhalten sind — geradezu ein Schatzkästlein voll wertvoller Erinnerungen an die von unseren Vorfahren geleistete Kulturarbeit bedeutet. Schon der Besucher der Göppinger Altertums-Sammlung mit ihren neben den Gegenständen aus der Stadt selbst gleichfalls zur Geltung kommenden Schaustücken der Bezirksorte bekommt davon einen gewissen Begriff. In gar keinem Verhältnis dazu steht freilich alles das, was gewissermaßen niet- und nagelfest und mit der Kulturlandschaft draußen aufs engste verwachsen ist, was dem großen Freiluftmuseum der ganzen Voralb- und Schwabenwald-Landschaft ringsum angehört. Mit um so größerem Interesse wird man, wenn man sich draußen gehörig umgesehen hat, nachher die im Heimatmuseum aufgestapelten Denkmäler der Vergangenheit betrachten. Aber zieht man deshalb ins „Freie" hinaus, um allerhand angelernte geschichtliche Schul- und Bücherweisheit aufzuwärmen und zu ergänzen oder sich mit der Kunst entschwundener Zeitalter mehr oder weniger verstandesmäßig auseinanderzusetzen? Wie wenn es nicht auch andere Möglichkeiten gäbe, die vielfach ab-

gerissenen Fäden, die zur Vorzeit, in die Zeit unserer eigenen männlichen und weiblichen Vorfahren hin-überführen, zu festigen oder neu zu knüpfen. Und zwar führen diese über das deutsche Gemüt, diesen kostbarsten Schatz, den der heute an materiellem Besitz so arme Deutsche noch sein eigen nennt — d. h. soweit er eben noch ein wahrer Deutscher geblieben ist. Wie die mit dem Schweiße unserer Altvordern gedüngte Erde ihren wahren Reiz nur dem erschließt, der sie mit den Augen des Gemütsmenschen anzuschauen vermag, so reden die Steine der Kirchen und Burgen, das geschnitzte Balkenwerk der Bauernhöfe und Schlösser, die Skulpturen, Malereien, Inschriften aller Art und die vielerlei sonstigen Denkmäler, in denen die Vorfahren für ihr Wesen, ihr Wünschen und Wollen einen Ausdruck suchten, wahrhaft verständlich nur zu dem, der die uralte und doch ewig junge Sprache des Gemüts versteht. Diese Sprache ist aber heutzutage einigermaßen in Vergessenheit geraten und es bedarf des deutenden Hinweises, um sie überall zu erfassen. Wenn dabei der trockene Ton einer rein wissenschaftlichen Erörterung vermieden wird, soll deshalb doch den vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus zu stellenden Forderungen nach bestem Wissen und auf Grund neuer Forschungsergebnisse genügt werden. In den Streifzügen, zu denen uns zu folgen wir den Leser einladen, sei also der Versuch gewagt, nicht nur die abwegigen, d. h. von der großen Heerstraße des Verkehrs abgelegenen Pfade aufzuzeigen, auf denen der immer noch Schusters Rappen bevorzugende Wanderer heute zu den innersten Reizen der Landschaft um den Hohenstaufen vordringen kann, sondern auch die Denkmäler der Vergangenheit, an denen ihn seine Wanderungen vorüberführen, ihm nach ihrem seelischen Gehalt so nahezubringen, daß er ihren wahren Sinn zu enträtseln vermag.

[illegible] Erlebnisse, die zur Absicht, in die Zeit zurück-
[illegible] mündlichen und schriftlichen Vorschriften ein-
überführen. An solchen aber war sie reich. Und
[illegible] diese aber das deutsche Gemüt,
diesen köstlichen Schatz, den der heute an materiel-
len Dingen so arme Deutsche noch sein eigen nennt
— besitzt er aber noch, ein wahrer Deutscher
geblieben ist? Wie sie mit dem Schatze ihr unser
Ahnenerbes [illegible] Gaben ihren weisen Sinn aus-
dem erschließt, der sie mit den Augen des Gemüts-
menschen anzuschauen vermag, so reden die Steine
der Kirchen und Burgen, das geschmiedete Eisen und
der Mauerwerke und Schlösser, die Schnitzereien,
Malereien, Inschriften aller Art und die vielerlei
sonstigen Denkmäler, in denen die Vorfahren für ihr
Fühlen, ihr Wünschen und Wollen einen Ausdruck
fanden, andächtig verständlich nur zu dem, der die
Sprache und doch wohl jene Sprache des Gemüts
versteht. Diese Sprache ist aber heutigentags einiger-
maßen in Vergessenheit geraten und es bedarf der
deutenden Hinweise, um sie überall zu erfassen.
Wenn dabei der trockene Ton einer rein wissenschaft-
lichen Erörterung vermieden wird, soll deshalb doch
von dem streng wissenschaftlichen Standpunkte aus zu
stellenden Forderungen nach besten Wissen und auf
Grund neuer Forschungsergebnisse genügt werden.
In den Streifzügen, zu denen uns zu folgen wir den
Leser einladen, ist also der Versuch gemacht, nicht nur
[illegible] anzuregen, d. h. von der großen Heerstraße des
Vielfahren abgelegenen Pfade aufzusuchen, auf denen
der [illegible] und [illegible] [illegible] herumwandernde
Wanderer heute an den [illegible] der Land-
schaft und den Sehenswürdigkeiten vorbeilingen kann, son-
dern auch die Denkmäler der Vergangenheit, an
denen ihn seine Wanderungen vorbeiführen, ihm
nach ihrem zeitlichen Gehalt so näherzubringen, daß
er ihren tieferen Sinn zu enträtseln vermag.

—

I.

Auch ein Panoroma-Weg.

Die Oertlichkeit.

Wenn man in Göppingen von einem Panorama-Weg redet, meint man immer einen solchen, der uns das zu den auffallendsten und eindrucksvollsten Formationen im deutschen Mittelgebirge gehörige Bild des Steilabfalles der Schwäb. Alb nach der Neckarseite hin vor Augen führt. Und doch gibt es auch in nächster Nähe einen einsamen Weg, von dem, fern von allem Lärm und Getriebe der Industriestadt, sich der Blick auf ein freundliches Idyll von ganz anderem landschaftlichem Gepräge eröffnet, der daher eine willkommene Abwechslung gegenüber der Alb-Aussicht bedeutet. Wenn wir von der Höhe des Oberholzes auf der alten Rechberghäuser Straße hinabsteigen, kreuzt diese unterhalb der Staatsstraße Göppingen-Bartenbach ein Weg, der, von Faurndau her, in ziemlich gerader Richtung gegen Bartenbach zu verläuft. Die bäuerlichen Anlieger nennen ihn den „Neuschweg". Verläßt man dann die Rechberghäuser Straße und verfolgt ihn linkerhand, so gewinnt man alsbald den Eindruck, daß dieser schlichte, wenig begangene Feldweg früher bessere Tage gesehen hat. Dafür spricht schon seine stattliche Breite von zuweilen 5 Meter und darüber. Bald fesselt uns auch der Blick auf das Landschaftsbild. Wohl wirkt die Fernsicht auf die Gebirgsmauer der Alb mit ihren Bastionen und Erkern dazwischen großartiger, zuweilen, bei Abendbeleuchtung, wenn ein silbriger Schleier die Umrisse halb verhüllt, kann man sogar von einer heroischen Landschaft sprechen. Dafür aber mutet uns dieses Vorland des Schur- bezw. Schwabenwaldes um so „heimeliger" an: im Vorgrund das von Erlen umsäumte Wiesentälchen des anscheinend so harmlosen, zuweilen aber recht ungebärdigen Marbachs, dahinter das an welliges Gelände sich anschmiegende freundliche Rechberghausen, zu dem von der benachbarten Höhe das altersgraue Kirchlein von Oberwälden herabgrüßt. Im nahen Hinter-

grund dann das ernste Grün der Tannenwälder des Schwabenwaldes, die das mehr malerische als plastische Bild abschließen. Wenn man aber den Weg von der andern Richtung, von Faurndau her, verfolgt, genießt man als Uebergang zur Alblandschaft wie eine Weissagung auf diese den Blick auf die sich von ihrer Umgebung hier besonders charakteristisch abhebende kegelförmige Silhouette des zum Herrschersitz von der Natur gleichsam schon vorbestimmten Hohenstaufen.

Das steinerne Wahrzeichen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Für das hohe Alter des heute so vereinsamten Pfades spricht auch die Stelle zwischen der genannten Wegkreuzung und der Kreuzung mit dem Weg nach Oberwälden, wo er sich zu einem Hohlweg verengt. Wo man es mit solchen zu tun hat, wittert der Bodenforscher häufig mit Recht den Hauch geschichtlicher Vergangenheit. Hier wird aber diese Ahnung bei näherem Zusehen alsbald bekräftigt durch ein steinernes Denkmal, das davon ein untrügliches Zeugnis ablegt. Am Steilrande dieses Hohlwegs erhebt sich nämlich, von einem in dieser Umgebung fremdartig anmutenden Kastanienbaum überschattet, in Meterhöhe über dem Boden ein „kirnhafter" Grenzstein, auf dessen einer Seitenfläche drei Hirschhörner mit der Jahreszahl 1629, auf der anderen zwei sich den Rücken zukehrende Löwen mit verschlungenen Schwänzen, darunter dieselbe Jahreszahl, als Hoheitszeichen eingemeißelt sind. Daneben steht sinniger Weise, ein Ausnahmefall an einem Feldwege, eine allerdings neuzeitliche hölzerne Sitzbank, auf der man sich im Geiste in Ruhe in die Zeit des dreißigjährigen Krieges, als der unglückliche Ausgang der Nördlinger Schlacht noch nicht namenloses Elend über das württembergische Land gebracht hatte, zurückversetzen und in die Betrachtung des Landschaftsbildes versenken mag.

Ein erhebender Gedanke angesichts der heutzutage so fraglich gewordenen Dauerhaftigkeit mensch-

licher Einrichtungen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß dieser Steinblock die Kriegsstürme vor dreihundert Jahren und hernach noch so viele Fährlichkeiten der verschiedensten Art an einer und derselben, gewalttätigen Zugriffen ziemlich schutzlos preisgegebenen Stelle überdauert hat! Leider entspricht diese Annahme nicht der Wirklichkeit der Tatsachen. Denn eine Versetzung mußte der Grenzstein doch schon über sich ergehen lassen. Früher stand er nämlich in einiger Entfernung von dem jetzigen Standort an der Grenze der Markungen Faurndau, Göppingen, Bartenbach, aber doch auch an unserem Wege. Bei dieser Versetzung ist dem Stein nur das Unglück widerfahren, daß er die Front gewechselt hat, indem die Hirschhörner nunmehr gegen Rechberghausen und die Löwen gegen Göppingen zu gerichtet sind.

Ein Zweifel kann über seine ursprüngliche Bedeutung nicht bestehen: er bezeichnet die Grenze zwischen dem Zehntgebiet der Herren von Wirtenberg und derer von Rechberghausen. Dies führt uns zu einer Betrachtung der Besitzverhältnisse in diesem Gelände in damaliger Zeit. Die Wirtenberger waren bekanntlich etwa seit 1320 im Besitz von Göppingen. Der Ort Hausen gehörte wahrscheinlich schon im zwölften Jahrhundert den Herren von Rechberg und veränderte zum Zeichen dieser Zugehörigkeit seinen Namen in „Rechberghausen". Diese Familie teilte sich ums Jahr 1225 in zwei Hauptäste, die „Rechberg auf den Bergen" und die „Rechberg unter den Bergen". Im Jahre 1366 treffen wir aber Herzog Friedrich von Teck im Besitze eines Teils des heutigen Orts, der ihn 1374 an Ritter Gebhard von Hohenrechberg verkaufte. Dieser erwarb dann auch den übrigen Teil. Nach wechselvollen Schicksalen und dem Untergang der rechberghausenschen Hauptlinie gründete Haug Erkinger, der Sohn des Hans von Hohenrechberg, eine neue rechberghausensche Linie, welcher der größere Teil des ganzen Besitztums gehörte, die aber schon im Jahre 1677 wieder erlosch.

Für unsere Zwecke genügt es, hier festzustellen, daß der Grenzstein am Reuschweg und der letztere wohl auch als Weggrenze das wirtembergische Gebiet vom rechbergischen trennten, wenn auch ein Teil des ursprünglichen rechberghausenschen Gesamtbesitzes seit 1528 einem Ritter Walter von Hirnheim gehörte. Zu beachten ist dabei, daß auf dem Stein wie auch sonst die Löwen voneinander abgewandt sind, während das rechbergische Wappen in Weißenstein zwei zugewandte aufrechte Löwen zeigt. Im übrigen will sich der sinnige Wanderer, der die Stätte besucht, den ohnedem in den heutigen Zeiten genugsam beschwerten Kopf nicht mit der Geschichte der verwickelten Besitzverhältnisse in der Umgebung Göppingens belasten. Darum lassen wir uns daran genügen, daß dieser einst zur Scheidung zweier „Reiche" berufene Steinblock heute an seinem nunmehr hoffentlich endgültigen Standort neben der Ruhebank unter dem Kastanienbaum noch nach drei Jahrhunderten dem Wanderer geschichtliche Belehrung erteilt und ihm das Gefühl der Verbundenheit mit den Mächten der Vergangenheit einflößt. Gerne würden wir denen Gehör schenken, die unserem Reuschweg ein weit höheres Alter zusprechen, und ihm die Ehre römischen Ursprungs gönnen. Es fehlen leider dafür alle sicheren Anhaltspunkte. Anders steht es mit der Frage, welche Rolle er im Mittelalter spielte. Wir werden darauf später zurückzukommen haben.

II.

Die Alamannensiedlung in vorchristlicher Zeit.

Wenn ein Lichtbildkünstler eine möglichst günstige photographische Aufnahme von Bartenbach machen will, so nimmt er auf dem Reuschweg Aufstellung. Was er in seine Kamera bekommt, ist so umfangreich, daß man auf eine ziemlich größere Einwohnerzahl schließen könnte, als die Gemeinde tatsächlich besitzt. Das Bild

zeigt freilich kein Dorf vom alten Schlag, mit der möglichst auf beherrschender Höhe im Mittelpunkt erbauten Kirche, um die sich die Bauernhäuser wie Küchlein um die Henne herum gruppieren, und vielleicht einem Schloß dazu. Ebenso wenig aber keines in der Art jener verstädterten modernen Dörfer mit rauchenden Kaminen, wie sie in dem benachbarten Filstal in den verschiedensten Abwandlungen häufig genug in die Erscheinung treten. Die alte Kirche wurde im dreißigjährigen Krieg niedergebrannt und würde sich auch, wenn sie noch an ihrem bescheidenen Plätzchen stünde, neben den neu erstandenen Quartieren kaum durchzusetzen vermögen. Fabriken aber haben sich bei der wenig günstigen Verkehrslage und dem Mangel an Wasserkräften im Ort und seiner nächsten Umgebung nicht niedergelassen, wenngleich schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zwanzig Weber für die von jüdischen Unternehmern neu errichteten Webereien in Jebenhausen Hausarbeit leisteten und heute erst recht viele Einheimische bei der Industrie der Nachbarschaft ihren Unterhalt finden, ohne deshalb auf das Wohnen im Dorf verzichten zu müssen.

Und doch gehört diese weder in ihrem Aussehen altertümlich anmutende, noch vom neuzeitlichen Verkehr und der Wirtschaft bevorzugte Siedlung zu den ältesten in dem ganzen Gau zwischen Fils- und Remstal. Erst in neuester Zeit wurde man darüber aufgeklärt, und zwar anläßlich von Erdarbeiten bei den Steinbrüchen am Westrande des Dorfes, die menschliche Skelettreste mit allerhand Beigaben zu Tage förderten. Die wissenschaftliche Untersuchung der mit anerkennenswerter Sorgfalt gehobenen Fundstücke ergab, daß es sich um a l a m a n n i s c h e F l a c h g r ä b e r aus dem frühen Mittelalter, etwa aus der Zeit um 600 oder wenig früher, handelt. Ueberreste der Siedlungsstätten selbst wurden hier so wenig wie, von ganz unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, anderswo gefun-

den. Die Holzhütten jener ersten germanischen Siedler in unserem Gebiet drückten eben dem Erdboden nicht ihren Stempel auf, wie etwa die Steinbauten der Römer, und außerdem entstanden an ihrer Stelle vielfach die heutigen Dörfer und Städte und tilgten die Spuren ihrer Vorgänger aus. Um so wichtiger sind für die Frühgeschichte der Göppinger Gegend Gräberfunde, wie die von Bartenbach (neben denen bei dem benachbarten Rechberghausen), darunter besonders die i. J. 1926 gemachten.

Es war eine Periode harter bäuerlicher Pionierarbeit, die für die von Nordgermanien her siegreich über die römische Grenzwehr des Limes vorgedrungenen, unter dem Gesamtnamen „Alamannen" vereinigten Volksstämme nunmehr nach der endgültigen Landnahme anbrach. Hatten sie bisher in unaufhörlichen Vorstößen unter furchtbaren Blutopfern vor allem im Westen Neuland zu erobern versucht, so galt es jetzt in zähester Arbeit einer kargeren Natur, einem hartscholligeren Boden das Notwendigste zum Lebensunterhalt abzugewinnen. Am besten waren noch die daran, die sich in den klimatisch bevorzugten und von den früheren römischen Eroberern, vielleicht auch schon von keltischen Siedlern urbar gemachten und unter den Pflug genommenen Ländereien festsetzen konnten. Das Bartenbacher Tal hatte aber weder durch seine Lage, noch durch sein Klima und seine Bodenbeschaffenheit früher eine Anziehungskraft für Kolonisten ausgeübt und der bis in die Gegenwart herein nach starken Regengüssen so leicht über seine Ufer tretende Marbach machte den Aufenthalt darin auch nicht angenehmer. Freilich, so hart es ihnen ankommen mußte, mit ihren unzulänglichen Werkzeugen den Urwald zu roden und die Sümpfe trockenzulegen, die harte Erdscholle mit dem Holz- oder Steinpflug aufzubrechen, *einen* materiellen Vorteil hatten diese Ursiedler vor ihren Nachfolgern voraus: sie brauchten noch nicht den weltlichen und geistli-

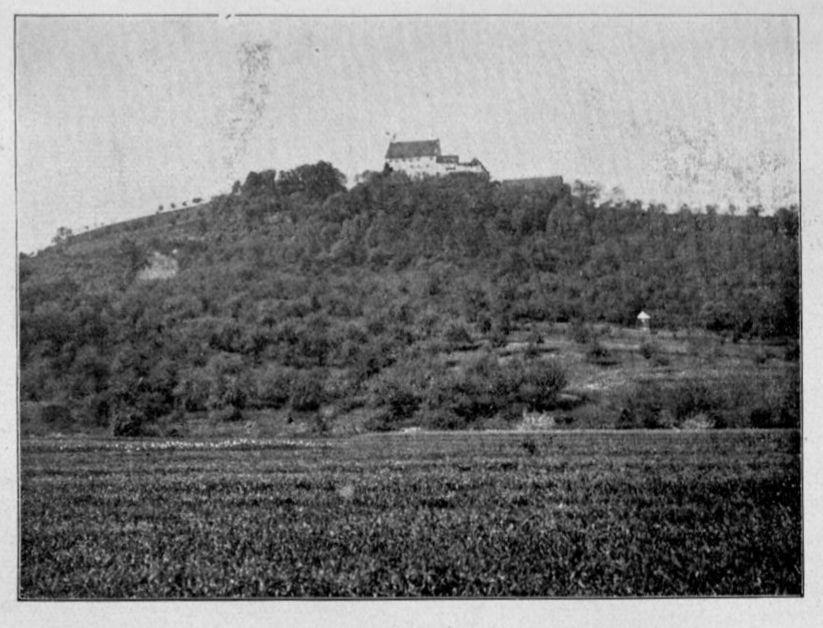
chen Herren den Schutz von Leben und Eigentum und die Seelsorge mit Frohndiensten und Abgaben aller Art zu bezahlen, und der Boden, den ihnen die Hundertschaft anwies, hatte noch keinen Wert, denn ihre Arbeit mußte ihm einen solchen erst geben. Sie standen also noch nicht unter der Herrschaft des Bodenzinses. In der Wildnis gab es wenigstens damals noch keinen anderen Herrn als den körperlich und seelisch starken, arbeitsfreudigen Menschen.

Die an nüchterne Berechnung gewöhnten Kinder unserer Zeit wundern sich nun immer wieder, wenn sie sehen, wie jene kümmerlich ihr Leben fristenden heidnischen Germanen ihren Toten Beigaben ins Grab legten, die für sie ein wirkliches Opfer bedeuteten. Im Göppinger Heimatmuseum sind Tongefässe, Halsketten aus Ton- und Glasperlen, Anhänger und sonstiger Schmuck aus Edelmetall aufbewahrt, die aus den Bartenbacher Grabstätten stammen. Um diese Sitte zu verstehen, muß man sich zuerst bis in die um Jahrtausende zurückliegenden Zeiten des Animismus zurückversetzen, von primitiven religiösen Vorstellungen, die heute noch bei den sog. Wilden in anderen Erdteilen häufig wirksam sind. Der Naturmensch auf dieser Entwicklungsstufe fühlt sich ringsum von bösen Geistern und Dämonen bedroht, aus welchem Empfinden heraus jene Lebensangst entsteht, die freilich der zivilisierte Mensch in anderer Form auch recht wohl kennt. Man gibt den Verstorbenen die ihnen besonders teuren Gebrauchsgegenstände vor allem auch deshalb ins Grab mit, damit deren Geister ihre früheren Angehörigen nicht hernach durch unerwünschte Besuche erschrecken und schädigen sollen. Allmählich machte sich dann bei unseren heidnischen Vorfahren mehr und mehr eine gewisse Pietät geltend, die Bereitwilligkeit, die Dahingeschiedenen durch Opfer zu erfreuen. Dieser Gedanke des freiwilligen Opfers wurde später nach Einführung des Christentums von der Kirche verwertet und für den Ausbau ihrer

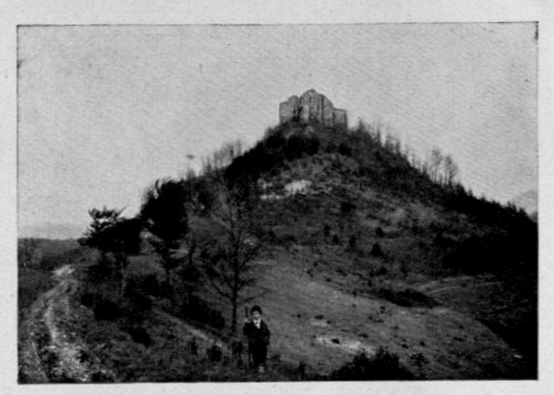
diesbezüglichen Einrichtungen, für Totenkult wie Seelenmessen und dgl. verwendet. Die Mitgabe von Gegenständen ins Grab wurde streng untersagt, dafür fand der Tote an geweihter Stätte seine letzte Ruhe und ein Gedenkmal zierte seinen Grabhügel.

Wenn so die von der Erde treu bewahrten Gebrauchsgegenstände noch uns Kunde von unsern Altvordern geben, so fehlt es in Bartenbach an über dem Boden erhaltenen Zeugen aus dem eigentlichen Mittelalter und den darauffolgenden Zeitläuften. Doch sei hier dafür der alten Fachwerkhäuser gedacht, die vielfach an die Bauten des Mittelalters erinnern. Man sollte ihnen bei allen Wanderungen in unserer Gegend auch sonst besondere Beachtung schenken, wenn auch leider manchmal die eichenen Tragbalken, Pfosten und Schwellen mit ihrem Schnitzwerk und ihrer Bemalung unter der grauen Tünche einer verständnislosen Nachwelt verborgen ruhen. Zwar sind das 16. und 17. Jahrhundert hier nicht wie anderswo vertreten, aber es fehlt doch nicht an stattlichen Wohnhäusern aus dem 18. Jahrhundert. Besonders zu erwähnen sind Haus Nr. 13, laut Inschrift vom Jahre 1702, und Nr. 19, mit gebrochenem Dach und reichem Gesims, auch aus dieser späteren Bauperiode.

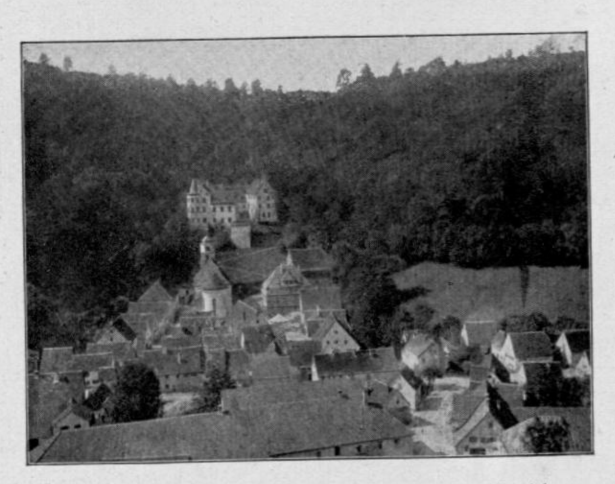
Wer eine Freude an solchen ein gesundes bäuerliches Selbstbewußtsein verratenden Bauernhöfen überhaupt hat, möge auch bei einem Besuch des Hohenstaufen von Göppingen aus statt des üblichen Anmarsches durch den Wald den weniger benützten, durch die offene Landschaft führenden Weg über Bartenbach wählen. Dabei berührt er Lerchenberg, einen jener typischen Weiler, wie sie unserer Voralb- und Schurwaldlandschaft mit ihrer welligen, abwechslungsreichen Oberflächengestaltung und ihren zahlreichen kleinen Wasserläufen so sinnig angepaßt sind, als ob sie selbst ein Stück Natur



Gräfl. rechbergisches Schloss Ramsberg mit Ueberresten der mittelalterlichen rechbergischen Burg.



Ruine der Burg Scharfenberg, in der Staufenzeit erbaut, im 15. und 16. Jahrhundert Residenzschloß der Hohenrechbergischen Hauptlinie.



Schloß und Städtchen Weißenstein, einstige Residenz der 1550 ausgestorbenen Linie Rechberg-Weißenstein. Das Schloss immer noch wehrhaft, die frühere mittelalterliche Burg abgebrochen.

wären. Schon der früher gleichfalls gebräuchliche Ortsname Laichenberg — der Singvogel hat mit der Namengebung jedenfalls nichts zu tun — läßt auf ein höheres Alter dieser Siedlung schließen. Wird doch für das Albdorf Laichingen im Hinblick auf die Endung —ingen alamannischer Ursprung angenommen und in dem Wort „Laich" ein Personennamen vermutet. Deshalb braucht man die Entstehung der Siedlung nicht bis in die alamannisch-heidnische Zeit zurückzuversetzen. Bei dem Marsch über Lerchenberg und Hohrain wird der sinnige Wanderer jedenfalls nicht so leicht durch Benzindüfte und Motorengeratter an die prosaische Gegenwart erinnert wie im Wald zwischen Göppingen und Hohenstaufen, wenn er auch nach regnerischem Wetter die Bodenbeschaffenheit mehr in seine Berechnungen wird einbeziehen müssen.

Die alte Straße nach Wäschenbeuren und der Barbarossaweg.

Wenn der beliebteste Ausflug von Göppingen aus der nach dem Hohenstaufen immer war und bleiben wird, so steht ihm doch in dieser Hinsicht ein anderer nahe, dessen Endziel geschichtlich der Burg, die einst den kahlen Gipfel krönte, am nächsten liegt: das aus den Stürmen der Vergangenheit siegreich hervorgegangene, der Neuzeit glücklich angepaßte Wäschenbeuren. Wer aber gleich von Bartenbach an geschichtliche Luft atmen will, der wandle, wenn die Feldwege nicht gerade von Regengüssen durchweicht sind, auf einer andern als der von der Allgemeinheit benützten Straße. Gleich hinter der am Dorfausgang gegen Wäschenbeuren zu gelegenen Wirtschaft zur „Krone" zweigt die alte, steiler ansteigende Straße ab, neben der sogar eine Strecke lang zur Rechten eine noch ältere, tiefer liegende, trotz des Graswuchses und der Obstbäume darauf deutlich sichtbar, hinzieht. Ist man dann auf der Höhe angelangt, so bedarf es nur eines

kleinen Abstechers nach links, um zu einer schönen Albaussicht zu gelangen, wie sie sich sonst bei so geringer Entfernung von der Talsohle selten bietet. Am Tannenwald, wo der hübsche Seitenblick auf Birenbach mit seiner schmucken Barockkirche das Auge fesselt, stößt dann die zum Feldweg herabgewürdigte alte Straße zu ihrer heutigen Nachfolgerin. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in dieser Teilstrecke die Fortsetzung des Reuschwegs nach dem Dorf Wäschenbeuren zu erblickt, von wo es dann weiter nach dem Wäscherhof und durch das Beutental nach Lorch ging. Bei der großen Bedeutung der beiden Reichsstraßen durch das Rems- und Filstal schon in salisch-staufischer Zeit kann es an Querstraßen nicht gefehlt haben, zumal wo eine solche an der Residenz des mächtigen Grafen und späteren Herzogs von Schwaben vorbeiführte. Der heutige Straßenabschnitt zwischen Bartenbach und dem eine halbe Stunde entfernten Krettenhof wurde in den Jahren 1840 bis 1846 gebaut. Alte Leute in Bartenbach erzählen noch davon, daß ihre Großväter dabei durch Steinfuhren Frohndienste geleistet haben.

Auch ein anderer Weg, der beim Krettenhof in die Wäschenbeurer Straße einmündet, wird sicherlich in mittelalterliche Zeiten hinaufreichen, der sog. Barbarossaweg. Bildet er doch neben der Straße über Maitis die natürlichste Verbindung zwischen dem ursprünglichen Sitz des Herrn von Büren und ihrer späteren Herzogsburg. Die in der Gegend verbreitete Annahme, Kaiser Friedrich der Erste habe ihn schon begangen, gehört freilich in das Gebiet der um den Rotbart als Vertreter der alten Kaiserherrlichkeit so üppig wuchernden Mythenbildung. Nachweisbar verweilte er nur zweimal in seinem Leben in der Gegend und besuchte am 25. Mai 1181 die Burg Staufen. Vermutlich begab er sich dorthin über das seinerzeit gleichzeitig mit der Burg erbaute Dorf dieses Namens von Göppingen aus, wo er früher in der die Stelle des spä-

teren Schlosses einnehmenden Burg eine Urkunde unterzeichnete. Was den andern Weg anbelangt, so hätte man, nachdem ihm die Umwohner den schönen Namen gegeben, auch die entsprechenden Schlußfolgerungen daraus ziehen sollen. Wenn man ein Kind in der Taufe mit einem möglichst kleidsamen Vornamen beglückt, so darf man darüber doch auch die nötige Ausstattung des Täuflings für die folgenden Lebensjahre nicht vergessen. So möchte man es dem Barbarossaweg gönnen, wenn es sich die beiden Gemeinden, die seinerzeit vor Jahren seinetwegen in einen diplomatischen Notenwechsel gerieten, damals zur Ehre angerechnet hätten, gemeinsam seine Unterhaltung auf sich zu nehmen. Heutzutage verbieten sich solche Aufwendungen von selbst. Vielleicht daß der alte Rotbart, der ja nach längerer Unterbrechung seiner Haft seit dem Zusammenbruch des Reichs wieder im unterirdischen Schlosse am elfenbeinernen Tisch gebannt sitzen muß, bei vorübergehender Abwesenheit der den Berg umflatternden Raben sich einmal Urlaub zum abermaligen Besuch des Kaiserberges nimmt. Falls er dann diesmal den Anmarsch über den Krettenhof zu Fuß vorzöge, dürfte es für ihn ratsam erscheinen, sich für diesen Zweck mit gutem Schuhwerk zu versorgen.

III.

Wäschenbeuren und die Edlen von Büren.

Vom Dorf Wäschenbeuren zum Burren im „Burglauch".

Kein Ort von größerer Bedeutung in der Göppinger Gegend ist, was die Erklärung des Namens anlangt, so viel umstritten, keiner gibt in siedlungsgeschichtlicher Hinsicht solche Rätsel auf wie Wäschenbeuren. Versuchen wir es zuerst

mit der Deutung des Ortsnamens. Es ist hier nicht der Ort, das Für und Wider der Meinungen, die von Freunden der Heimatkunde geäußert wurden, zu erörtern. Wir halten es mit Dekan Rink in Donzdorf, wenn er darauf hinweist, daß man früher Wiesen meistens Weesen und Wesen schrieb, woraus mit der ländlichen schwäbischen Aspiration oft Weschen wurde. Wichtiger ist die Frage, wie man sich zu dem Grundwort Büren = Bauern stellt, weil sich daraus auch siedlungsgeschichtlich Folgerungen ziehen lassen. Man kommt dieser Frage näher, wenn man, was bisher nie geschah, das nahe Birenbach mit heranzieht, das noch im Jahre 1499 Bürenbach geschrieben wurde und sehr wahrscheinlich derselben Gründungszeit zuzuweisen ist wie der größere Nachbarort. Zweifellos handelt es sich in beiden Fällen keineswegs um Gründungen aus der Zeit der großen Landnahme durch die Alamannen, aus der Periode jener Sippensiedlungen, die sich vielfach schon durch ihren Namen als solche verraten. Eher um eine der kolonisatorischen Schöpfungen des Stammvaters der Staufer Friedrich von Büren und seines Sohnes Friedrich I. von Schwaben, den wir im Unterschied von seinem Sohn Friedrich dem Einäugigen und den späteren staufischen Friedrichen, wie dies auch sonst schon geschah, den „Alten" nennen wollen, des Erbauers der Staufenburg und zugleich urkundlich bezeugten Gründers des Dorfes zu ihren Füßen. Diese, wie es so häufig der Fall, von den Geschichtschreibern zugunsten seiner auf ihm fußenden, heller vom Lichte der Geschichte beschienenen Nachfahren nicht nach Verdienst gewürdigte Persönlichkeit verdient einen Ehrenplatz unter den staatsmännischen und militärischen Führern aus der Regierungszeit des kraftvollen Geschlechts der salischen Kaiser, die bekanntlich mit Konrad II. i. J. 1024 beginnen und nach einem Jahrhundert 1125 mit Heinrich V. enden. Wenn damals die Mönchsorden der Benediktiner und nach ihnen der Zisterzienser und Prämon-

stratenser große Verdienste um die innere Kolonisation des deutschen Landgebiets im allgemeinen erwarben, so war er es, der in dem ihm von seinem Schwiegervater Heinrich IV. übertragenen Herzogtum Schwaben die politisch - militärischen Stützpunkte schuf, deren das Land bei den ewigen Fehden zwischen dem Träger der Kaiserkrone und seinen Vasallen wie zwischen diesen unter einander dringend bedurfte. Im benachbarten Rheinland rühmte man von ihm, er schleife, wohin er komme, am Schwanz seines Pferdes eine Burg mit. Man wird nicht fehlgehen, wenn man außer der Erbauung der Herzogsburg ihm in erster Linie auch die Gründung der Vesten auf dem Rechberg, dem Ramsberg, Scharfenberg, auf Granegg und Staufeneck und schließlich das Wäscherschlößchen und wohl auch den Burren-Turm zuschreibt. Auch die Burgen Helfenstein, Weißenstein, Hellenstein gehören vielleicht hierher. Höchstens noch sein Sohn und Nachfolger Friedrich II., der Vater Friedrich Barbarossas, kommt in dieser Hinsicht in Betracht, nicht aber der oder jener Ministeriale, dem ein solcher Burgsitz zugeteilt wurde. Die Bauweise war offenbar überall die gleiche und nur eine Bauhütte, die den Höhenburgbau als Spezialität betrieb, vermochte auf den zur Errichtung solcher Vesten förmlich einladenden Vorbergen der Alb die großen technischen Schwierigkeiten des neuen Burgenbaues zu bewältigen. Man denke nur an die möglichste Ausnützung des engen Raumes, die dazu zwang, die Außenmauern bis an den äußersten Felsrand herauszurücken, und an die Schwierigkeiten, welche die Anlage der Ziehbrunnen auf den Jurahöhen mit sich brachte. Ueberall in den Ruinen der genannten Burgen finden sich denn auch größere oder geringere Reste von Buckelquader-Mauerung, jenem so wichtigen Kennzeichen, das in der Geschichte des Burgenbaues dieselbe Rolle spielt wie etwa Leitmuscheln in der Geologie und Leitfossile in der Paläontolo-

gie. Wenn zur Sicherung des damaligen Kernlandes des Herzogtums Schwaben mit der Königspfalz Ulm für Kaiser und Herzog durch Beherrschung der Reichsstraßen durch das Rems- und Filstal vor allem diese Burgen dienen mußten, so bedurfte es für diesen Zweck aber zuvor der Kolonisierung des bisher nur dürftig besiedelten Gebiets durch tüchtige Siedler. Wenn schon die Gründung des Dorfes auf dem Berg Stoufen auf die kolonisatorische Tätigkeit Friedrichs des Alten hinweist, so darf man die Vermutung wagen, daß schon sein Vater an der Verbindungsstraße zwischen den beiden großen Heerstraßen eine Anzahl von Bauernfamilien ansetzte, um einen wirtschaftlichen Rückhalt für die politisch-militärische Sicherung des Gebiets zu schaffen. Der Name „Büren" war aber in jener Zeit nicht wie heute ein eigentlicher Ortsname, so wenig wie etwa Schwaben oder Franken oder Baiern Ländernamen waren. Wie man sagte: „ich gehe zu den Schwaben oder Franken oder Baiern" und nicht: „nach Schwaben oder Franken oder Baiern", so hieß es: „ich gehe zu den Büren bezw. Bauern", und zwar in unserem Falle : zu den Bauern im Wiesenland, die aber nachweisbar erst später diese nähere Bestimmung erhielten (noch heute liegt ja der Ort zum großen Teil, schon wegen des welligen Geländes, inmitten von Wiesen), oder den am Bach, d. h. Krettenbach, angesiedelten Bauern, den „Büren am Bach". Daß sich der kaiserliche Beamte oder Graf — welche Bezeichnung damals keinen Titel, sondern ein Amt bedeutete und in den Urkunden manchmal weggelassen wurde — nach seiner eigenen Gründung oder vielmehr seiner dorthin verlegten und entsprechend benannten Behausung, wohl einer kleinen Wasserburg, dann auch „von Büren" nannte, läßt sich ohne weiteres verstehen.

Aber überlassen wir eine gründlichere Aussprache über diese sprachlich-geschichtlichen Fragen, die hier zur Sprache kommen mußten, um

eine Grundlage für die späteren Ausflüge in die Frühgeschichte der Staufer herzustellen, den hiezu berufenen Fachmännern. Sehen wir uns dagegen nach den Zeugen um, die im heutigen Dorfbild von Wäschenbeuren noch an alte Zeiten erinnern. Da sind vor allem anzuführen einmal die Straßen „grad' und krumm", wie richtige Dorfstraßen mit richtigen Bauernhöfen sein sollen, weiterhin das hochgelegene gotische Kirchlein mit seinem lauschigen Gottesacker und dann — eine erfreuliche Ueberraschung für den, der schon längere Zeit nicht mehr durch den Ort kam — die durch die neuerdings ausgeführte Restauration wieder aus der grauen Tünche jugendfrisch und farbenfroh hervorgeschlüpfte Renaissance-Fassade der einstigen rechbergischen Obervogtei bei der Kirche, der heutigen Landjägerstelle.

Wo aber mochte die wirkliche „Wiege der Staufer" gestanden haben? Denn daß das Wäscherschlößchen auf diese Bezeichnung keinen Anspruch machen darf, werden wir später sehen. Wenn der Bau eine der üblichen Wasserburgen war, die häufig Vorgänger der Höhenburgen waren, so könnte man ihn sich am ehesten an der Stelle des erwähnten späteren Schlößchens aus dem 16. Jahrhundert denken, wenn gleich kein Wassergraben oder Dorfteich mehr daran erinnert. So lag z.B. in Dürnau der Sitz der Ortsadeligen mitten im Dorf. Nicht ausgeschlossen ist auch, daß die Burg da zu suchen ist, wo jetzt die Kirche steht, so wie dies anscheinend auf Ebersbach zutrifft, wo man beim Graben der Kirchenfundamente i. J. 1500 Ueberreste des alten Burgstalls gefunden haben will. Auch ein „Burggarten" wird in diesem Dorf in den Jahren 1477 und 1700 erwähnt. Dasselbe gilt für Kloster Lorch und die frühere Burg daselbst. Da aber über dem Boden nicht die geringste Spur mehr auf die zu vermutende alte Burg Büren hinweist, müssen wir uns mit den sichtbaren Denkmälern aus der Vergangenheit begnügen. Noch dürfen wir

uns ja, ehe die grundsätzlich schon beschlossene Vergrößerung des Kirchenschiffs wirklich in Angriff genommen ist, über das harmonische Gesamtbild freuen, das heute das altersgraue Gotteshaus inmitten der stimmungsvollen düsteren Baumgruppen und der Grabmäler des aufgelassenen Friedhofs zusammen mit dem mit kunstvollen Schnitzereien und dem Wappen der früheren Besitzer geschmückten früheren Edelsitz zu seinen Füßen dem Beschauer darbietet. Wer für die Werke der Kunstübung unserer Vorfahren besonderes Verständnis besitzt und selbst Entdeckungen machen möchte, der wird auch da oder dort auf seine Rechnung kommen, sei es vor dem edel geformten Chor oder vor den gotischen Holzbildern im Innern, sei es bei Betrachtung der in die Kirchenmauern eingelassenen Grabdenkmäler. Von diesen sei hier wenigstens ein Rokoko-Epitaph von 1777 erwähnt wegen der Lebensweisheit, die aus dem figürlichen Schmuck spricht. Da stehen unterhalb der Schrifttafel mit warm empfundenen Versen, die ein verwitweter Rat und Obervogt der früh dahingeschiedenen Ehefrau widmet, zwei jener beflügelten Genien (nach dem italienischen putto meist Putten genannt), wie sie in Nachbildung der Vorbilder des klassischen Altertums die Engelsgestalten der Gotik ablösten. Der eine entlockt einem Röhrchen Seifenblasen, der andere bläst von dem hohlen Blütenschaft von verblühtem Löwenzahn die Samenkugel weg. Wird mit dieser Symbolik die Vergänglichkeit alles Irdischen uns nicht eindrucksvoller zu Gemüt geführt als mit langatmigen konventionellen Sprüchen? Und wie selten stoßen wir auf den heutigen Friedhöfen auf eine solche, ein selbständiges Denken verratende Bildersprache!

Wer die Spuren verfolgen will, welche die Völkergeschichte in der Landschaft hinterlassen hat, der darf bei diesem anmutenden Dorfidyll nicht lange verweilen. Es zieht ihn

weiter, zu jenen Bauwerken, die in geringer Entfernung vom Dorfe, verhältnismäßig gut erhalten, Zeugnis ablegen von der Bautätigkeit des Herrschergeschlechts, das nicht nur durch den gemeinsamen Namen mit Wäschenbeuren verbunden ist. Zuerst ist es der Burren, der seine Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Um zu ihm zu gelangen, muß der Wanderer statt des üblichen Anmarsches zum Wäscherhof außerhalb des Dorfs den links abzweigenden, allerdings etwas holperigen Weg einschlagen und gelangt dann bald zu einer Erdschanze, die den Altertumsforschern schon viel zu raten aufgegeben hat.

Der Wachturm auf dem Burren.

Im Gewann Burglauch, welcher Name auf eine abgegangene Befestigung hinweist, hebt sich, von einer Hecke eingezäumt und schon von weitem deutlich sichtbar, eine Erdschanze ab, die aus einer Erhöhung in der Mitte und einem Graben rings herum besteht. Das Ganze dient heute als Baumgut wirtschaftlichen Zwecken. Früher stand in der Mitte ein turmähnliches Wohngebäude, das noch bis in das Jahr 1821 von einem „Hausmann" bewohnt wurde. Wie so viele andere Anlagen aus späterer Zeit entging auch dieser Bau nicht dem Schicksal, für römisch erklärt zu werden, doch hat man sich neuerdings auf die Annahme mittelalterlichen Ursprungs geeinigt. Nur herrscht über seine Bedeutung noch völliges Dunkel. Dies kann nur gelüftet werden, wenn man ihn in Beziehung zu Wäschenbeuren und Wäscherhof-Wäscherschloß sowie der vorbeiführenden Straße setzt.

Nimmt man von dem letzteren an, daß es kein ritterlicher Wohnbau, sondern eine an der Straße zwischen Rems und Fils angelegte Fliehburg für Zeiten der Gefahr war, so wird man auch den Turmbau in der Erdschanze, ähnlich wie den kürzlich entdeckten Graneggturm, in Zu-

sammenhang mit dem Straßensystem in diesem Gebiet bringen müssen. Wie jener keinen anderen Zweck gehabt haben kann als den, die von Süßen nach Gmünd führende Straße zu überwachen und Straßenzoll zu erheben, so dürfte es die Aufgabe der heute Burren genannten Station gewesen sein, die Straße Faurndau-Reuschweg - Bartenbach - Wäschenbeuren - Beutental-Lorch zu beherrschen. Selbst wenn aber die Bestimmung des Turmhauses auf dem Burglauch eine andere gewesen wäre, wird man jedenfalls einen Zusammenhang zwischen den genannten benachbarten Oertlichkeiten annehmen müssen. Zwischen ihnen wird in Zeiten der Gefahr ein Signaldienst bestanden haben. Ein solcher hätte aber vom Burren aus bei dessen Lage auch nach anderen Punkten, vor allem nach der Herzogsburg auf dem Staufen, unterhalten werden können. Ein Blick auf das Kartenblatt Lorch des Württ. Statist. Landesamts, Maßstab 1:25000, wo der Burren übrigens noch als „römische Schanze" eingetragen ist, zeigt, daß er, mit der Höhenlage von 450 Meter beträchtlich über seine Umgebung erhöht, eine für diesen Zweck besonders günstige Lage aufweist.

IV.

Vom Grafenschlößchen zur Herzogsburg.

Die sogenannte „Wiege der Hohenstaufen."

Eine Weschenburg wird urkundlich erst in den Jahren 1380 und 1383 erwähnt. Ein Herr Kunrad von Rechberg, dem Wäschenbeuren als Erbe zufiel und der dorthin verzog, nannte sich „Herr Kunrad von Weschenburg". Damit ist aber keineswegs gesagt, daß es sich dabei um das heute so genannte Wäscherschlößchen handelt, es kann vielmehr auch ein Burgsitz im Dorfe selbst ge-

meint sein. Das Schlößchen der Herren von Büren, das wir dort vermuten, war nach ihrer Uebersiedlung auf die Staufenburg natürlich nicht veräußert, sondern wohl einem Lehensmann eingeräumt worden. Die unweit des Wäscherhofs in nächster Nähe eines abgegangenen Bauernhofes, sonst aber durchaus frei gelegene Zarge (d. h. Hülse einer eigentlichen Burg) genießt aber immer noch die Auszeichnung, als „Wiege der Hohenstaufen" , als Wohnsitz der Edlen von Büren zu gelten. Ebenso wollen ja die „Hohenstaufen" nicht aus den Geschichtsbüchern verschwinden, obwohl das Geschlecht sich Staufen oder Staufer nannte. Wir stimmen mit J. Illig, dem Herausgeber des Buches „Geschichte von Göppingen und Umgebung", in der Ablehnung dieser ebenso altehrwürdigen wie unbewiesenen Zuweisung überein, wenn auch mit anderer Begründung. Die ganze Anlage des Bauwerkes schließt aus, daß wir es hier mit einer Wohnburg zu tun haben. Zwar weisen einige noch vorhandene Wehrbauten in der schweizerischen Bodenseegegend eine entfernte Aehnlichkeit auf, aber die Verschiedenheiten sind so groß, daß wir das Wäscherschlößchen nicht an ihre Seite stellen dürfen. In der ganzen Burgenkunde findet sich unter den Wohnburgen kein Gegenstück zu diesem. Es wurde offenbar nie eigentlich zerstört, sondern fiel nur eine Zeit lang bis zur späteren wirtschaftlichen Ausnützung der Verwahrlosung anheim, wie auch der angeführte Autor u. E. mit Recht annimmt, und bestand im wesentlichen nur aus dem Mauerviereck, das mit seinen Buckelquadern bis zum heutigen Tag dem Zahn der Zeit getrotzt hat. Warum hätte man sich die Mühe genommen, etwaige Steinbauten im Innern abzubrechen, während man die Umfassungsmauer verschonte? Die Abtragung z. B. eines Bergfrieds innerhalb der Mauern hätte gewiß noch größere Schwierigkeiten bereitet als die Zerstörung der heutigen Zarge. Der jetzige wirtschaftlichen Zwecken dienende Ein-

bau stammt ja erst aus dem Jahre 1699 und läßt sich nicht einmal mit seinem geräumigen Keller auf die frühere Burganlage zurückführen. Wären richtige Wohnbauten aus der Staufenzeit zur Verfügung gestanden, so hätten sich bei der nicht ungünstigen Lage des Bauwesens in der Zwischenzeit zwischen der Aufgabe der Veste und der Errichtung dieses Einbaues sicherlich auch Liebhaber gefunden, die gegen geringe Entlohnung oder entsprechende Dienstleistung dort ihren Wohnsitz aufgeschlagen hätten.

Wohl aber lassen die deutlich sichtbaren Reste eines Wehrganges am inneren Rande der Mauern entlang auf einen Wehrbau schließen, der bei einem plötzlichen Ueberfalle den in sein Inneres Geflüchteten Schutz gegen den anstürmenden Feind bieten konnte, also auf eine Fliehburg. Durch den Doppelgraben, der sie umgeben haben soll, wurde die Wehrfähigkeit erhöht und war jedenfalls größer als bei einer etwaigen Wohnburg im Dorfe, die nicht so frei nach allen Seiten auf der Höhe lag. Den Bewohnern der Dorfburg mit ihrem wertvollsten Besitz, besonders an Vieh, und anderen staufischen Dienstleuten mochten die Mauern der Zarge eine Weile Sicherheit für Leben und Eigentum verbürgen, bis Entsatz von der Herzogsburg und den benachbarten Vesten herbeigeeilt war. Wenn man so zu der Annahme gelangt, daß es sich um ein innerlich höchstens mit einigen Holzbauten versehenes Mauerwerk von beträchtlicher Höhe und zur Abwehr eines Ueberfalls genügender Wehrhaftigkeit handelt, so ergibt sich der Schluß, daß diese Burg nur zeitweise für Verteidigungszwecke in Anspruch genommen wurde und nicht als Wohnburg betrachtet werden darf.

Daß gerade an dieser Oertlichkeit eine solche Fliehburg ein besonderes Bedürfnis war, und zwar eine leichter zu erreichende und besser zu verteidigende Zufluchtsstätte als die bekannten aus Erdwerken bestehenden Refugien, ergibt sich aus einem Ueberblick über die geschichtlichen Be-

gebenheiten im damaligen Schwaben in der Zeit, die für die Erbauung des Wäscherschlößchens am ehesten in Frage kommt, vom Ende der achtziger Jahre des elften bis in die vierziger Jahre des zwölften Jahrhunderts. Die Fehden zur Regierungszeit Heinrichs IV. und die Kämpfe der neuen Herzoge und ihrer Sippe mit Lothar von Sachsen während dessen Herzogs- und späterer Kaiserzeit sowie mit seinem Schwiegersohn Heinrich dem Stolzen von Baiern mochten die Anlage eines solchen Wehrbaues sowie einer Art Vorburg, des Wachturms auf dem Burren, vor allem für die Bewohner des nicht wehrhaften Wäschenbeuren dringend nötig erscheinen lassen. Man kann sich ja einen Begriff davon machen, was die feindlichen Kriegsvölker in der Verheerung der schwäbischen Gaue leisteten, wenn man hört, daß Schwaben eine Zeit lang fast seinen ganzen Viehstand eingebüßt hatte, so daß in einer Gemeinde die 68 vorhandenen Bauern zu gemeinsamer Feldarbeit zusammenstanden und sich abwechselnd selbst vor den Pflug spannten.

Die neue Herzogsburg.

Vom bescheidenen kaiserlichen Grafen zum Herzog über den damals entwickeltsten, angesehensten und geistig höchststehenden unter den deutschen Stämmen, vom Schlößchen Büren im Tal zur stolzen Höhenburg Staufen — wahrlich ein rascher Aufstieg, den die Stammesherzöge von altem Dynastengeschlecht, vor allem die Welfen, dem Emporkömmling nicht so leicht verzeihen konnten. Aber Friedrich hatte diese Standeserhöhung verdient. Sein Kaiser wußte, was er sagte, als er auf jenem denkwürdigen Hoftag zu Regensburg i. J. 1079 seine Anrede mit den Worten schloß: „Als Beweis der Anerkennung deiner früheren Verdienste und des Vertrauens in die künftigen gebe ich dir meine einzige Tochter Agnes zum Weibe und das Herzogtum Schwaben zur Mitgift."

Freilich, wenn es auch etwas heißen wollte, mit Hilfe von Bauleuten und wohl auch eines Baumeisters, die ihm sein hoher Gönner lieferte, inmitten einer im ersten Stadium der Besiedlung befindlichen Landschaft auf ragender Höhe eine starke Veste zu errichten, die zugleich als Zeichen seiner Würde vornehm hinab schauen sollte zu den Landen ringsum, so darf man sich doch von der Größe und Schönheit dieses neuen Zweckbaues keine übertriebenen Vorstellungen machen. Besonders in den Zeiten der Romantik, als die Vaterlandsfreunde für Freiheit und künftige Größe des Reiches schwärmten, sah man sich nach einer Stätte um, die so recht als das Symbol der Reichsidee gelten konnte. Und kein Wunder, wenn die Wahl auf den schon durch seine Lage und Gestalt so majestätisch wirkenden Berg fiel, der dem Heldengeschlecht der Staufer den Namen gegeben, auch wenn die einstige Burg auf seinem Gipfel nur ganz selten einen kaiserlichen Gast in ihren Mauern beherbergt hatte. Noch in der nüchternen Zeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geriet sogar ein Dichter wie Wilhelm Raabe in einem seiner Prosawerke in den Bannkreis des Kaiserburg-Mythus, allerdings in dem bewußten Streben nach einem mehr romantischen Gegensatz zu der realistischen Darstellung in den übrigen Teilen der Dichtung.

Dabei handelt es sich also nicht um einen historischen Roman, die Handlung spielt sich in bescheiden bürgerlichen Kreisen der damaligen Gegenwart ab. Der Roman „Christoph Pechlin" gehört stofflich in das Schwaben des Spät-Biedermeier, sein tragikomischer Held ist der unter die Journalisten gegangene Ex-Stiftler dieses Namens, der uns zuerst als eingefleischter Junggeselle und Verächter der Ehe gegenübertritt, um hernach erst recht in die Netze einer Ausländerin von nicht einwandfreier Vergangenheit zu geraten, denen er zuletzt gerade noch mit

einem blauen Auge entschlüpft. Einige Kapitel spielen in der Göppinger Gegend, vorübergehend in der Stadt selbst, im wesentlichen aber auf dem Hohenstaufen, und zwar vor allem im dortigen Gasthaus „zum Lamm". Wir können es uns nicht versagen, eine längere Stelle aus der fast in Vergessenheit geratenen dichterischen Schöpfung Raabes hier im Wortlaut wiederzugeben. Der Leser erhält daraus einen Einblick in die Auffassung, die man früher in gewissen literarischen Kreisen von der einstigen Staufenburg hatte, und die auch heute vielfach noch im größeren Publikum Anhänger besitzt.

V.

Das kaiserliche Hoflager auf dem Hohenstaufen.

Mit folgenden Worten schildert uns der Dichter die Vision, die ihn aus der zahmen bürgerlichen Welt, die ihn umgab, in die Zeit des alten Rotbart entführte und vor seinem geistigen Auge Diplomatie und Festesfreude auf dem Kaiserberge in bunten Bildern vorüberziehen ließ.

„Die Audienz auf dem Hohenstaufen ist eben vorüber. Das kaiserliche Paar hat sich in die inneren Gemächer des Palas zurückgezogen, im Hofmarschallamte hat die Aufregung und atemlose Geschäftigkeit ihren Höhepunkt erreicht. Sämtliche griechische, sarazenische, burgundische, britische und slawische Gesandtschaften sind in Gnaden zur allerhöchsten Tafel befohlen, — die der oberitalienischen Städte nicht!

Da stehen denn die Mailänder! —

Von den Zinnen der Burg tönen die Posaunen, die Zinken, arabischen Becken und Pauken. Heiter und bunt rauschen die kaiserlichen Banner mit dem grimmigen Adler, die in demselben Augenblick vielleicht über Palermo und um Jeru-

salem flattern. In bunten, mittelalterlich bunten Scharen drängt sich das Ingesinde über Höfe und Gänge, beugt sich aus Galerien und begegnet sich auf Treppen im glänzenden, von dem unerschütterlichsten Glauben an die ewige Berechtigung seiner Gegenwart beseelten Wirrwarr. Da läutet schon des heiligen römischen Reiches Eßglocke. Pforten öffnen sich und schließen sich, Torvorhänge werden von heidnischen Mohrensklaven zurückgezogen, in prachtvollen gold- und silbergestickten byzantinischen und arabischen Gewändern rauschen die Damen der Kaiserin und der kaiserlichen Prinzessinnen hervor und dem Speisesaale zu. Auch die Kaiserin und die Prinzessinnen selbst gehen zum Essen, — die Suppe steht auf dem Tisch und draußen vor den hohen Toren belagert das Volk der Umgegend den ganzen Berg bis unter die Burgmauern. Neuer schmetternder Hall der kriegerischen Instrumente von Wall und Turm! Mit offenem Munde gafft das Volk an den Bollwerken empor und horcht mit tiefster Ehrfurcht dem Klingen, Rollen und Rauschen des kaiserlichen Hoflagers, auch mit einem gewissen geheimen, aber nicht unerklärbaren Grauen horcht es.

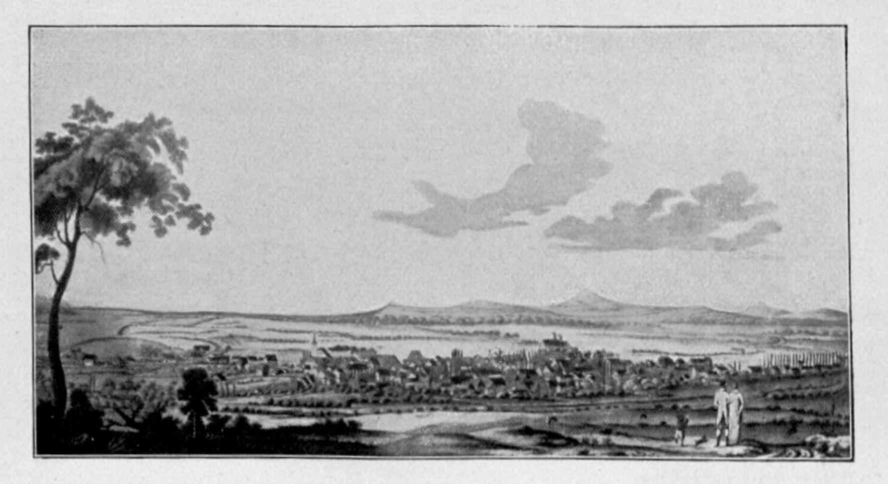
Lassen wir jedoch das Volk außerhalb der Mauern. Innerhalb der Burg fühlt sich jedermann auf die eine oder die andere Weise befriedigt, bis auf die beiden Herren aus dem unbotmäßigen Mailand.

Da stehen sie immer noch im Hofe und sehen sich an!

An ihnen vorüber schritten leise und hämisch lächelnd oder würdig die Köpfe schüttelnd die diplomatischen Kollegen und eben noch schreitet Kyrios Protospadaios Philadelphos Artebipulos, der Presbeutes aus Konstantinopolis, an ihnen vorbei und streift sie, zu Tisch gehend, höhnisch mit dem Saum seines römischen Patriziergewandes. Und das ist noch nicht einmal das Aergste! Nein, an ihren Nasen vorüber werden von den



Alt-Göppingen nach einem zeitgenössischen Stich



Ansicht von Alt-Göppingen, mit Hohenstaufen und Rechberg im Hintergrund.

kaiserlichen Hofküchen die köstlichst dampfenden und duftenden Schüsseln getragen, und soweit von der höchsten Zinne des Hohenstaufen das Auge reicht über den Nibelgau in den Brenzgau, über den Albegau in den Burgau und über das Pleonungetal in den Eritgau bis hin zur Burg Zolre ist für sie, die lombardischen Herren, keine Tafel gedeckt, kein Teller gesetzt, kein Stuhl zugerückt!" —

Wenn auch der gewöhnliche Sterbliche des Maschinenzeitalters, der seiner Phantasie Zügel anzulegen gewöhnt ist, dem Pegasus des Dichters auf diesem Ritt in die alte Kaiserherrlichkeit nicht zu folgen vermag, so stoßen wir doch immer wieder in den weitesten Kreisen auch heute noch auf allerhand Irrtümer hinsichtlich der materiellen Grundlagen der mittelalterlichen Mächte Staat und Kirche, durch die ähnliche Vorstellungen stets aufs neue Nahrung erhalten. Hiezu gehören vor allem weitverbreitete Ansichten über die räumlichen Grundlagen der Existenz unserer mittelalterlichen Vorfahren, ihre Bauten. Wer hätte nicht immer und immer wieder, wenn er mit anderen Wanderern zusammen eine Burgruine oder ein Kloster aus dem Mittelalter inmitten eines besonders ansprechenden Landschaftsbildes betrachtete, Ausrufe gehört wie: „Ja, die wußten, wo es am schönsten ist!" — „Immer haben sie sich die schönsten Plätzchen herausgesucht." — „Die hatten es schon vor Friedrich Schiller heraus, daß auf den Bergen die Freiheit wohnt!" Dabei waren in Wirklichkeit Annehmlichkeiten des Wohnens, wie wir sie als selbstverständlich betrachten, nicht allein in den Klausuren der Mönche und Nonnen, die ja dem Leben abgetötet werden sollten, sondern auch auf den Sitzen der angeblich so lebensfrohen und genußfreudigen Feudalherren und ihrer Vasallen in der klassischen Zeit des Kloster- und Burgenbaues ausgeschlossen. Die harte Notwendigkeit sprach das erste und das letzte Wort bei der Wahl der Oertlichkeit und nicht minder bei der Ausführung der

Baugedanken. An dieser Stelle können wir uns nur mit den weltlichen Bauten befassen.

Für die Errichtung der **Burgen im Hohenstaufengau**, wie wir den Landstrich zwischen Rems und Fils nennen wollen, gab offenbar die Verkehrslage den Ausschlag, natürlich neben dem natürlichen Schutz, den die einzelnen Bergkuppen und Bergnasen zu bieten vermochten. Dabei bedurfte es der sorgsamsten Ausnutzung des vorhandenen Raumes und gründlicher Beherrschung der Mauertechnik. Die Fachleute von heute können nur immer wieder dem praktischen Sinn unserer Vorfahren und ihrer Meisterschaft in der Anordnung und Verwendung aller Bauglieder Anerkennung zollen. Dabei ist die Annahme berechtigt, daß die Rücksicht auf erfreuliche landschaftliche Ausblicke nur eine geringe Rolle spielte, wie auch der heutige weltliche Mensch, in dem noch am meisten Mittelalter steckt, nämlich der Bauer, ungleich mehr Wert auf ein gutes Einkommen als auf eine schöne Aussicht legt.

Einer solchen grundsätzlichen Betrachtung bedarf es, wenn man die machtpolitische Bedeutung des von zwei der wichtigsten Reichsstraßen umsäumten Hohenstaufengaues mit seinem Nest von Burgen, die festen Plätze Göppingen, Gmünd, Rechberghausen, Weißenstein inbegriffen, richtig beurteilen will. Der Rest der Macht, der den Herrschern des heiligen römischen Reiches zur Stauferzeit geblieben war, fand nicht in den vielfach unzuverlässigen Herzögen die stärkste Stütze, sondern in den Burgen, die ihnen gehörten, das heißt, von treuen Lehensleuten besetzt waren. So darf man sich nicht wundern, wenn die Zahl der staufischen Burgen auf rund 350 angegeben wird. Eine dieser Burgen, und wohl eine der stattlichsten, aber nicht mehr, war die auf dem Gipfel des Hohenstaufen. (Diese Benennung vorerst für die Burg kommt im Jahr 1360 zum ersten Male vor). Mit einem nach damaligen Begriffen glänzend ausgestatteten Herrschersitze wie

etwa der Reichsveste Trifels bei Annweiler konnte sie sich freilich nicht messen. Der noch erhaltene Hauptturm der pfälzischen aus drei auf einem Bergkamm verteilten einzelnen Vesten bestehenden Burg ist einer der wenigen in Deutschland nachgewiesenen Türme, die ein einigermaßen behagliches Wohnen gestatteten, wovon bei keinem der beiden Türme der schwäbischen Herzogsburg die Rede sein kann. Wenn dafür der Palas der letzteren eine um so reichere Einrichtung besessen hätte, müßte doch ein oder das andere Stück durch die in den Trümmern wühlenden Bauern, Stadtbürger und herzoglichen Bauleute verschleppt und erhalten worden sein: aus dem Palas des Trifels, der dabei zerstört wurde, brach man etwa 40 Marmorsäulen heraus und verwendete sie anderwärts. Gewiß bot auch der Herrensitz des behäbig im Tale gelegenen Burgfleckens Waiblingen, eines Erbes aus dem Hausgut der salischen Kaiser, wo der Sage nach Barbarossa geboren wurde, bequemere Unterkunft als die Behausung auf dem windumsausten, engbrüstigen Bergkegel, oder, wie sich Crusius im 16. Jahrhundert ausdrückt, Spitzhut.

Vollends darf man natürlich einen solchen militärischen Zweckbau nicht in eine Linie stellen mit kaiserlichen Pfalzen, wie sie in Gelnhausen, Lautern (dem heutigen Kaiserslautern), Hagenau Zeugnis von der Baufreudigkeit des Rotbarts ablegten. Wenn man also die Burg Staufen billigerweise so wenig mit dem Trifels wie etwa die Klosterkirche von Lorch mit der von Maria-Laach vergleichen darf, so nimmt doch der Hohenstaufengau als Ganzes mit seinen weltlichen und geistlichen Bauten feudaler Art und dazu den neu aufstrebenden Sitzen bürgerlichen Gewerbfleißes innerhalb der deutschen Gaue eine ganz einzigartige Stellung ein. Er ist das klassische Kolonisationsgebiet der Frühzeit der Staufer, auf dessen Ausbau sie weit mehr Zeit und Sorgfalt verwenden

konnten, als später irgendwo sonst, wohin sie die Pflichten ihres hohen und schweren Amtes riefen, ohne ihnen die Muße zur Zusammenfassung ihrer Kräfte auf ein beschränktes Arbeitsgebiet zu lassen.

VI.

Ein Besuch auf dem Hohenstaufen.

Burgstall, Dorf und Barbarossakirchlein.

Unter „Burgstall" verstand man im Mittelalter ganz allgemein die Stelle einer Burg, weiterhin aber auch eine wohlerhaltene Burg. Selbst das kahle Gelände auf dem Kaiserberg, das früher die Burg trug, kann demnach als Burgstall bezeichnet werden. Aber darf man denn noch weiterhin von einem „Kaiserberg" reden, wenn man die „Kaiserburg" ablehnt? Gewiß dürfen wir es, denn die ersten Träger des Namens hatten ihren ständigen Sitz droben, soweit bei einer solchen Amtstätigkeit — nicht anders als bei der kaiserlichen — von einer Bodenständigkeit die Rede sein kann. Und vor allem der Name des Geschlechts, dessen Häupter so lange, von 1152—1268, über Deutschland leuchteten, stammt von dem Berg. Glieder der kaiserlichen Familie bewohnten ihn gleichfalls zur Zeit der staufischen Kaiserherrschaft in ihrer Eigenschaft als Herzoge bis zu jenem Konrad IV., dem Vater des Jünglings, mit dessen Tod das Herzogtum Schwaben und das Geschlecht der Staufer erlosch, Konradins von Schwaben. Eine kaiserliche, genauer ausgedrückt königliche Witwe aber, die Tochter eines griechischen Kaisers, Maria, die Rose von Byzanz, wurde von dort auf ihrem letzten Kirchgang ins Tal hinabgetragen — hinüber über

das Remsflüßlein nach der Ahnengruft, die Friedrich der Alte seinem Geschlecht bereitet hatte.

Freilich wenige Burgen von dieser Bedeutung sind so gründlich vom Erdboden getilgt worden. Zuerst taten die aufständischen Bauern im Jahr 1525 nach Erstürmung des „Bergschlosses" ihr Möglichstes, d. h. sie steckten es in Brand. Hernach dienten die Ruinen als Steinbruch für die Bewohner von Hohenstaufen und Göppingen und die Maurersleute Herzog Christophs von Württemberg. Aber den letzten Treff gab diesem ehrwürdigen Denkmal des schwäbischen Herzogtums erst der württembergische Herzog Karl Alexander, als er auf dem Gipfel einen Festungsbau errichten wollte. Es fällt daher den Besuchern schwer, sich an Ort und Stelle eine Vorstellung von dem Grundriß und Aufbau der Burg zu machen und andere darüber zu belehren.

„Alles ist verschwunden wie ein Rauch, alles ist hinweggeflogen wie ein Vogel", schrieb schon der Tübinger Professor Crusius anläßlich seines im Mai 1588 erfolgten Besuches des Ruinenfeldes. Dabei war wahrlich im Vergleich mit dem heutigen Zustand noch viel Mauerwerk erhalten. Man konnte die beiden Türme, den Mannsturm (wohl Bergfried) und Bubenturm (Behausung der Knechte) feststellen, die Kemenate des „Frauenzimmers", der Ritterbau nebst Weinkeller, die Kapelle, der Ziehbrunnen hoben sich noch deutlich ab. Dazu die beinahe 7 Schuh dicke Umfassungsmauer mit den Buckelquadern jener älteren Periode des Burgenbaues. Heute kann man, wenn man die Führung eines wißbegierigen Fremden übernimmt, so gut wie nichts zeigen und wird noch irregeführt durch die hohen Aufwürfe an der Nordostseite, die von den Planierungsarbeiten der Soldaten Karl Alexanders herrühren. Man kann sich denken, wie gründlich droben „umgeschort" wurde, wenn

man hört, daß damals vom 8. Juli bis 17. November 1736 eine ganze Kompanie mit Abräumen und Grabarbeiten beschäftigt war und die Arbeiten im nächsten Jahre fortgesetzt wurden.

Aber je weniger es auf dem Gipfel des Hohenstaufen zu sehen gibt, um so mehr gibt es zu denken. Nicht minder zu fühlen, wenn auch der heutige Besucher nicht mehr so leicht dem Beispiel jenes Crusius folgen wird, der zum Abschied das fromme Lied anstimmte „Mag ich Unglück nicht widerstahn". Noch weniger wird jemand sich bemüßigt fühlen, seinen Begleiter, den Magister Eusebius, nachzuahmen, der seine Flinte über die Mauer abschoß. Solche Menschenkinder empfanden eben noch „altdeutsch" und der Besuch der Stätte, von wo das erlauchteste Kaisergeschlecht der Deutschen seinen Ausgang genommen und wo die Herzöge ihres Stammes ihren Sitz gehabt hatten, bedeutete für sie noch ein wirkliches Erlebnis. Der heutige Besucher, soweit er geschichtlich empfindet, sollte sich wenigstens nicht in die alte Doktorfrage vertiefen, ob die Staufer mit ihrer imperialistischen Politik auf dem Holzweg waren oder nicht, ob sie nicht besser getan hätten, dem Beispiel der Welfen zu folgen und die Slawen zu bekämpfen, vor allem aber das Reich im Innern zu festigen. Statt dessen wird man sich mit der Erkenntnis trösten müssen, daß Deutschland eben noch nicht für ein starkes Binnenreich im Herzen Europas reif war und man weder den Vertretern des germanischen Herzoggedankens noch den durch Kirche und trotzige Vasallen immer wieder in Ausübung ihrer Herrscherbefugnisse beschränkten Nachfolgern der römischen Zäsaren einseitig recht geben oder über ihre Politik den Stab brechen darf. Wohl aber hat man allen Grund, der Worte zu gedenken, mit denen Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" zusammenfassend den Segen preist, der von der Lebensarbeit des staufischen Herrschergeschlechts auf die Deutschen bis

auf unsere Zeit ausgeströmt ist. „Nicht die politischen Erfolge und Niederlagen der Hohenstaufen waren das größte, was sie den Deutschen bereiteten. Der beste Segen jedes großen Herrscherlebens ist, daß es Glanz und Wärme in Millionen Herzen sendet. Mit den Anforderungen, die es seinem Volke zumutet, weckt es auch Begeisterung und ein edles Selbstgefühl, Steigerung der nationalen Kraft auf jedem Gebiet irdischer Interessen, größeres Urteil und eine Fülle von poetischen Empfindungen. Dieser Segen eines starken Lebens wirkt noch dann einen unendlichen Kulturfortschritt, wenn sich als Irrtum erweist, was den Herrschenden selbst für das höchste Ziel ihrer Kämpfe galt. Auch der Gewinn, welchen die Hohenstauferherrschaft den Deutschen brachte, ist ein immerwährender geworden und wir alle leben und atmen darin."

In solche Gedanken versunken verlassen wir den Burgstall ohne Gesang und Büchsenschuß als Kinder der reglementierten und mechanisierten Neuzeit und begeben uns zum Altersgenossen der Burg, in das Dorf hinab. Seine Bevölkerung erfreut sich ja heute noch, wenn sie auch das Roden des Urwalds verlernt hat und nicht mehr ein eigenes Aemtchen bildet, wie im Mittelalter, ihres bäuerlich-industriellen Daseins im Schatten des entthronten Titanen. Wo hier die Wege steil gegen den eigentlichen „Spitzhut" ansteigen, haben sich auch noch alte Straßenbilder erhalten und weisen Holzhäuser, wenigstens noch dem 17. und 18. Jahrhundert entstammend, auf eine entferntere Vergangenheit hin. Die Inschrift an Haus Nr. 128 „Gott erhalte dies Haus vor Feuers Not, die Menschen vor dem schnellen Tod" zeigt uns, daß die Dorfbewohner, wenn ihre Siedlung auch nicht wie der Herrensitz über ihr von jenen gefährlichsten Blitzschlägen bedroht wurde, die am liebsten in die höchsten Wipfel einschlagen, doch auch immer gewisser Heimsuchungen anderer Art gewärtig

sein mußten. Hier oben, wo reinere Lüfte als in dem Qualm der Täler wehen, scheint das Klima überhaupt der poetischen Ader zuträglich zu sein. Man denke nur an die bekannten Verse, die unter der halblateinischen, auf den Rotbart bezüglichen Inschrift im Barbarossa-Kirchlein an die Wand gepinselt sind. Ein anderes auf die Zerstörung der Burg bezügliches Poesiegedicht, das noch im Jahre 1755 dort zu lesen war, ist längst verschwunden. Es lautet:

„Ein tausend und fünfhundert Jahr
Dazu tu fünf und zwanzig Jahr
Ganz Teutschland gar rebellisch war
die Obrigkeiten lidten Gfahr
von viel tausend Bauern ohnbesinnt
in diesem Jahr das Bergschloß alt
bekommen hat die arme Gestalt
Verhergt, Verwüst, verderbt ist worden
Gott bhüt uns vor Aufruhr und Morden."

Eine Ehrenschuld des schwäbischen Stammes.

Damit wären wir glücklich bei dem bisherigen Schmerzenskind des Dorfes und der ganzen württembergischen Heimatschutzbewegung angelangt, dem zu Unrecht Barbarossakirchlein getauften, weil viel späteren einstigen gotischen Pfarrkirchlein, das dem Gemeindedienst entzogen und „zu Ehren des großen Geschlechts der Staufer" im Jahre 1859 erneuert und mit einem Wappenfries geziert wurde. Leider oder vielleicht glücklicherweise — denn wir haben üble Geschmacksperioden hinter uns — gelangte der Plan nur unvollkommen zur Ausführung. Das Ganze war ziemlich vernachlässigt und vor allem harrt das Innere noch der sinngemäßen Ausstattung. Das ganze Kirchenschiff war ein ungepflegter heraldischer Sarg ohne Inhalt. Aber so sollte es nicht bleiben. Von dem Albverein, dem der Heimatschutz schon so viel zu danken hat, wurde der Patient

hinsichtlich seines Aeußeren einer gründlichen Kur unterzogen. Es handelt sich hier freilich nicht um eine der häufigen Restaurationsarbeiten, wie man sie sonst unseren Kunst- und Altertumsdenkmälern angedeihen läßt, es handelt sich um eine Ehrenpflicht, man darf wohl sagen, des ganzen schwäbischen Stammes, es gilt, nachdem die Schale gesäubert und „standesgemäß" hergerichtet ist, ihr einen der großen Idee würdigen Kern zu geben. Vorerst war es Sache des Verein, für das Aeußere zu sorgen. Aber wer wird die andere Aufgabe übernehmen und der Idee zum künstlerischen Ausdruck verheifen?

Ein Italiener, berichtet Crusius, sei früher einmal vorübergereist und habe nach dem Namen des Berges gefragt. Da er hörte, was für ein Berg es sei, habe er geantwortet: „Man sollte wegen der Kaiser Friedrichen diesen Berg mit einer güldenen Mauer umgeben". Aus der etwas überschwenglichen Sprache des Welschen in prosaischeres Deutsch übersetzt: das Innere des Kirchleins sollte eine Ausstattung erhalten, die der doppelten Idee der Verbundenheit des Staufergeschlechts im ganzen mit dem Berg und der Pflege des Andenkens der schwäbischen Herzöge staufischen Stammes dienen würde. Wie wir uns die Ausführung denken, sei hier noch nicht verraten, um nicht denen vorzugreifen, denen es oblag, zuerst die Vorarbeiten in Angriff zu nehmen und zu Ende zu führen. Nachdem dies gelungen ist, ist der Zeitpunkt gekommen, an die für eine große Sache Begeisterungsfähigen in den weitesten Kreisen mit einem Aufruf zur Mithilfe an dem eigentlichen Hauptwerk heranzutreten. Die Kosten könnten keineswegs unerschwinglich sein, der glückliche, unmittelbar zu Herz und Sinnen sprechende Gedanke wäre für den Erfolg entscheidend. Dann könnte in absehbarer Zeit der Tag kommen, an dem eine wirkliche Ehrenschuld eingelöst und an Stelle der Krone, die nach den Worten

des Dichters vom Berge ins Tal hinabgerollt ist, ein würdiges Gedenkzeichen für alte Größe und Heldentum, aber auch für heldische Tragik das von einem Staufer erbaute und heute noch seinen Namen tragende Dorf ziert.

VII.

Vom Hohenstaufen ins Ottenbacher Tal.

Naturdenkmäler im Ottenbacher Tal.

Der Wanderer, der von Göppingen oder Eislingen her dem Kaiserberg zustrebt, schneidet, nachdem er den Hohenstaufenwald verlassen, in der Regel, um zu der unterhalb des eigentlichen Bergkegels gelagerten Terrasse zu gelangen, die Windungen der Landstraße ab. Alsbald lädt ihn zur Rechten des steinigen Fußwegs ein durch einen stattlichen Baum gekennzeichneter Aussichtspunkt zum flüchtigen Verweilen ein. Wenn er dieser Einladung folgt, wird er durch einen weiten Ausblick auf liebliche, von sanften Höhenzügen umsäumte Talgründe belohnt. Mitten darin liegt das freundliche Dorf Ottenbach, früher auch Autenbach genannt, von dem und dem gleichnamigen in die Krumm sich ergießenden Bache das Tal seinen Namen hat. Die Fortsetzung dieses Panoramas gegen den Rechberg zu eröffnet sich dann beim Verlassen des Dorfes Hohenstaufen in der Richtung Maitis oder Aasrücken. Mit einem Schlage erhält hier der Beschauer, der die Sprache aller Landschaft zu lesen versteht, den Einblick in eine ganz eigenartige Szenerie, die ihn der Welt des Industrialismus und des heutigen Verkehrs mit seinen üblen Begleiterscheinungen, von der er herkommt, völlig entrückt.

Der erste Geschichtschreiber, der sich mit der Lebensweise unserer germanischen Vorfahren ein-

gehender beschäftigt hat, der Römer Tacitus, hat bekanntlich in seiner Germania ihre Hofsiedlungen folgendermaßen gekennzeichnet: „Die Völker germanischen Stammes bewohnen keine Städte; abgesondert und zerstreut liegen ihre Wohnungen, wo gerade ein Quell, ein Feld, ein Hain zur Ansiedlung einlud". Nicht anders ist auch das Bild dieser bäuerlichen Besiedlung des Ottenbacher Tales. Die Dorfsiedlung in ihrer Mitte stört es nicht, weil sie ihrer Anlage und ihrem Zweck nach aus jener herausgewachsen ist. Besteht doch ihre Aufgabe darin, die wirtschaftlichen Bedürfnisse, für die der einzelne Hofbauer aus eigener Kraft nicht aufkommen kann, zu befriedigen, die Familien ringsum kirchlich zu versorgen und zugleich einen politischen Mittelpunkt für sie zu bilden. Wohl gehört nur ein Teil der Höfe der mittelalterlichen Siedlungsperiode an, mit den Fortschritten in der Bodenkultur und der Verbesserung der Wege vergrößerte sich auch ihre Zahl. Aber der Umstand, daß das ursprüngliche durch das Vereinödungssystem geschaffene Bild nur bereichert, nicht zerstört wurde, dient als erfreuliches Beispiel, wie hier der Mensch noch nicht die Natur vergewaltigt und nicht durch eine übereilte und planlose Industrialisierung eine verhängnisvolle Wirkung auf die Landschaft und ihre noch mit ihr natürlich verbundenen Bewohner ausgeübt hat.

So ist es kein Wunder, wenn hier auch noch bis in die Neuzeit oder Gegenwart Naturdenkmäler erhalten bleiben konnten, die sonst in der Regel der auf Abwege geratenen Kultur zum Opfer gefallen sind. Dazu gehören die noch nicht in eine Zwangsjacke eingepreßten Wasserläufe und urwüchsige, an den einstigen Urwald oder doch wenigstens an frühere Siedlungsperioden erinnernde Bäume. Mehr als diese hatte die Tierwelt unter den Einwirkungen der dichteren Besiedlung der ganzen Gegend und den Folgen der Erfindungen auf dem Gebiete der

Waffentechnik zu leiden. Man wäre geneigt, die Angabe, daß bei dem in Ottenbach befindlichen Jagdhause der Herren von Hohenrechberg am 4. Dezember 1518 ein gewaltiges Wildschwein von 589 Pfund Gewicht geschossen wurde, in das Reich der Fabel zu verweisen, wenn seine im Weißensteiner Schloß erhaltene Abbildung nicht die Tatsache bestätigte. Wohl aber erinnerte noch vor hundert Jahren und geraume Zeit später eine an dem Wohnhause auf dem am Hange des Aasrückens gelegenen Schonterhofe stehende Eiche an jene Zeiten, in denen der Germane uralten Baumriesen religiöse Verehrung zollte. Ihr Umfang am Stamme betrug 13½ Ellen, die Hauptäste glichen den größten Sägblöcken. Der Stamm war durch Wind und Wetter dermaßen ausgehöhlt worden, daß er dem Hofbesitzer als Remise für Pflüge, Eggen und abgebrochene Wagen diente. Dabei trieb diese pflanzliche Ruine Jahr für Jahr noch das schönste Laub.

Ein allerdings lange nicht so kraftvolles Seitenstück zu ihr bildet der heute noch nahe bei der Ottenbacher Kirche stehende Alber, also ein Ueberbleibsel des früheren in der Gegend reichlicher vorhandenen Bestands von Weißpappeln. Der Rumpf des Baumes, dessen Aeste nur noch kümmerliche Bruchstücke der einstigen üppigen Aeste und Zweige aufweisen, dient der Gemeinde als Anschlagsäule für öffentliche Bekanntmachungen, sein Hohlraum erfreut sich wegen seiner Eignung für das beliebte Versteckenspiel bei der Dorfjugend besonderer Wertschätzung. Man möchte geneigt sein, der beim Volke immer noch gebräuchlichen Benennung des Baumes auch anderswo unter den Flurnamen des Göppinger Bezirks nachzugehen und den Ortsnamen Albershausen damit in Beziehung zu bringen. Das Wahrscheinlichste ist aber doch, daß es sich hier um den Sitz eines Hofbauern mit dem Vornamen Albrecht handelt, aus dem allmählich die heutige Dorfgemeinde herauswuchs.

Mit der Anhänglichkeit des mit der Natur noch eng verbundenen Menschen hängt der Dorfbewohner von Ottenbach auch an einer ehrwürdigen alten Eiche im Eichholz, an der einer der Wege nach dem Hohenstaufen vorbeiführt. Und nicht minder an der prächtigen, in der Vollkraft ihres pflanzlichen Lebens stehenden, ihr Geäste nach allen Seiten breit ausladenden Linde bei dem kaum eine Viertelstunde von Ottenbach entfernten Neuhof. Wenn man von Krummwälden her auf der Landstraße kommt, liegt sie rechts gegenüber von diesem stattlichen Gehöfte.

Ein Rückblick auf den Göppinger Bezirk vor hundert Jahren: die Gewässer.

An dieser Stelle erscheint es angebracht, zum besseren Verständnis der Einzelerscheinungen vom Standpunkt des Naturfreundes aus einen Ueberblick über die einschneidenden Veränderungen des Landschaftsbildes zu gewinnen, die sich im ganzen Bezirk Göppingen seit dem Anbruch des neuen Maschinenzeitalters vollzogen haben. Ein Vergleich der heutigen Fils mit dem Stand des Flüßchens vor hundert Jahren ist in dieser Hinsicht besonders lehrreich, und was für diesen wichtigsten Wasserlauf des Bezirks gilt, trifft vielfach auch auf die sonstigen Gewässer zu. Nach den Berechnungen eines Fachmannes führte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dieses anscheinend so schwache Gerinsel dem Neckar alljährlich eine Wassermasse von 13 712 Millionen württ. Eimer zu. Dies bedeutet etwa den sechzehnten Teil dessen, was der Neckar da führte, wo er das Land verläßt. Der Fluß stand demnach trotz seines verhältnismäßig kurzen Laufes in dieser Hinsicht von den Nebenflüssen des Neckars nur der Enz, dem Kocher und der Jagst nach. Durch die zahlreichen, durch sein Tal zerstreuten Wasserwerke wird ihm eben seit der Industriali-

sierung des Gebiets wohl der größere Teil des Wassers entzogen. Früher hatte die Fils mehr den Charakter eines Wildwassers mit mehr oder weniger ständigen Altwassern an beiden Ufern. Zahlreiche Forellen, Aschen, Schleien und Karpfen, vor allem aber Weißfische und Barben kamen in ihr und den anderen Gewässern des Bezirks vor, auch Edel- und Steinkrebse waren nicht selten. Wilde Enten und Reiher gaben zuweilen Gastrollen und Fischotter suchten sich hier ein Jagdgebiet.

Welche Gefahren aber auch durch die ungebändigten Naturkräfte über die Bewohner des Bezirks heraufbeschworen werden konnten, zeigt ein für die ganze Gegend verhängnisvolles Begebnis vom 12. Mai 1853. Infolge heftiger Regengüsse konnten die Wehren an den Mühlteichen in dem Tal oberhalb Rechberghausen gegen Adelberg zu die Wassermassen nicht mehr fassen, die Fluten brachen durch und stürzten in das Dorf Rechberghausen, wo eine Anzahl von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden überschwemmt wurden. Etwa 40 Personen verloren dabei ihr Leben. In ähnlicher Weise, wenn auch nicht so schlimm, wurde damals Birenbach heimgesucht .An einem Haus dort kann man heute noch an einem Vermerk weit über Mannshöhe den damaligen Wasserstand ablesen.

Infolge der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so rasch erfolgten Industrialisierung — vor hundert Jahren gab es nur verhältnismäßig wenige Wasserwerke im Bezirk, außer durch eine Türkischgarnfärberei wurde das Wasser der Fils wenig verunreinigt — und der damit zusammenhängenden starken Bevölkerungszunahme veränderten sich die Gewässer und das Landschaftsbild in ihrer nächsten Umgebung gründlich. Gewiß traten die Ueberschwemmungsgefahren dadurch vielfach in den Hintergrund und eine weit größere Zahl von Menschen fand in dem Bezirk Brot und Unterkunft. Aber der kräftige, urwüchsige Men-

schenschlag von früher wurde allmählich durch einen nicht mehr in dem Maße wie früher aus einer harten natürlichen Auslese hervorgegangenen Nachwuchs ersetzt. Und gleichzeitig mit der Erleichterung des Daseins in materieller Hinsicht wuchsen auch die Ansprüche an die Lebenshaltung in den weitesten Kreisen. Was aber allmählich als die vielleicht bedenklichste Begleiterscheinung des Industrialismus in die Erscheinung tritt: die Bevölkerung ist durch ihn zwangsläufig in Abhängigkeit von Weltmarkt und Weltverkehr geraten. Alle Krisen, die über die Kulturmenschheit durch diese Weltverflochtenheit hereinbrachen, ziehen auch die früher mehr ihr Eigendasein führenden Gefilde zwischen Schwabenwald und Alb mit ihren Bewohnern in ihre Wirbel und was an äußeren Erleichterungen des Lebens und Menschenzuwachs gewonnen wird, geht vielfach an Tüchtigkeit der Rasse und ursprünglichem Reiz der Landschaft verloren.

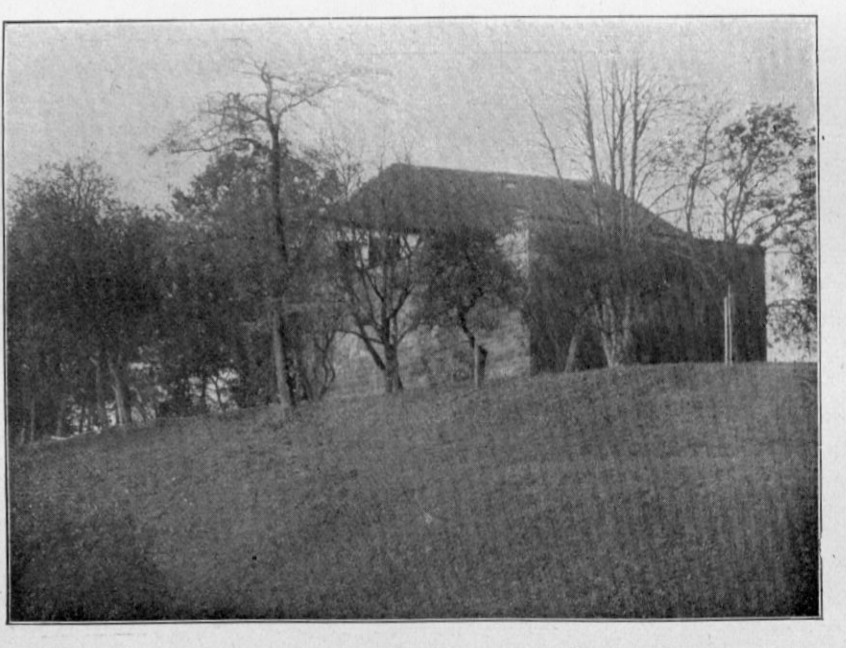
VIII.

Pflanzen- und Tierwelt im Göppinger Bezirk vor hundert Jahren und heute.

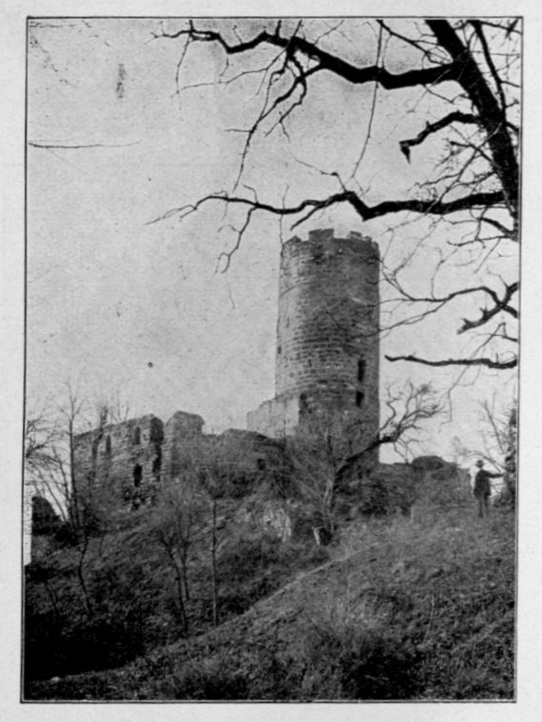
Die Göppinger Oberamtsbeschreibung vom Jahre 1844 stellt noch mit Genugtuung fest, daß wie für den Geognosten so auch für den Freund der Botanik der Göppinger Bezirk eine reiche Fundgrube bedeute, da eine bedeutende Anzahl seltener Pflanzen innerhalb seiner Grenzen vorkomme. Unter den Bäumen und Sträuchern werden dort die Felsenbirne, der Steinapfel, die Steinbeere u. a. hervorgehoben, vor allem aber fällt die Menge von krautartigen Gewächsen auf, die erwähnt werden. Auch unter den offizinellen Gewächsen fehlt es nicht an selteneren Arten, zuweilen fanden sie über den Hausgebrauch hin-

ausgehende wirtschaftliche Verwendung wie das Wachholdermus, mit dem die Bewohner von Ganslosen hausieren gingen. Als Fundorte werden besonders Fuchseck, Bosler, der Abhang der Alb (brauner Jura) und die Fläche von Boll und Dürnau nebst dem anstoßenden Gelände hervorgehoben. Seither hat sich ein großes Sterben unter dieser Pflanzenwelt vollzogen. Die Entfremdung von der Natur und ihren reinen außerhalb der sportlichen Betätigung liegenden Freuden zeigt sich auch hier als Folgeerscheinung der ihrer ethischen Pflichten auf diesem Gebiete zu wenig bewußten industriellen Aera, trotz der Zunahme der Schulen und der kirchlichen Versorgung der Bewohner, trotz aller Belehrungen seitens der verschiedensten Behörden und durch die Aufklärung im Schrifttum und in der Tagespresse. In gleichem Maße mit der Verödung des mit der Natur so innig verbundenen Gemütslebens bei den Menschen bezeichnet die Ausrottung so vieler durch Schönheit und seltenes Vorkommen ausgezeichneter Arten innerhalb des Pflanzenreiches den Siegeslauf der heutigen verstandesmäßigen und auch am unrechten Ort auf Gewinn ausgehenden Denkungsart in den weitesten Volkskreisen. Alle noch so wohlmeinenden Besserungsversuche vermögen das Uebel hier und auf den verwandten Gebieten nicht an der Wurzel zu fassen, wenn nicht eine große Wandlung der Geister, eine Rückkehr zur Natur und ihren Lebensbedingungen erfolgt.

Nicht minder wurde die Tierwelt hier im kleinen Raum wie draußen ein Opfer jener Entwicklung, in die die Kulturvölker infolge einseitig wirtschaftlicher Einstellung „hineinschlidderten". Man braucht ja gewissen in der Umgebung Göppingens ausgestorbenen Tierarten, die eben nur als interessante Besonderheit anzusprechen waren, keine Träne nachzuweinen. So jenen Rehböcken in der Gruibinger Gegend mit ihren auffallend hohen, beinahe parallel laufenden, nicht



Das Wäscherschlösschen bei Wäschenbeuren, vermutlich Fliehburg aus frühstaufischer Zeit.



Der unverwüstliche, neuerdings wieder zugänglich gemachte Bergfried der einstigen Reichsveste Staufeneck.



Ottenbacher Tal mit Hohenstaufenwald.

auswärts gebogenen Geweihen. Auch daß die früher schon seltenen Hirsche den Nimroden des Bezirks nicht mehr vor die Flinte kommen, wäre zu verschmerzen, ganz gewiß das Verschwinden der früher in den Albtälern der Gegend zuweilen aufgetauchten gefährlichen Kreuzotter. Schlimmer sind die Verheerungen in der Vogelwelt und bei den nicht eigentlich nützlichen, aber Phantasie und Gemütsleben anregenden, dem Schönheitssinn wohltuenden Vertretern der Tierwelt. Man denke nur an gewisse Insekten. Die bunten Schmetterlinge, die man einst als die Poesie der Wiese bezeichnen konnte, haben sich hier wie anderswo im Gegensatz zu dem wie der Sperling sich vom Tisch des Menschen nährenden Kohlweißling stark vermindert, allerdings auch im Zusammenhang mit dem veränderten Klima und dem Mangel an richtigen Sommern. Vor hundert Jahren gehörte auch der gewissermaßen die Poesie des Gebirges bedeutende Apollofalter mit seinen karminroten, schwarz umringten Augenflecken der hinteren und den glashellen Spitzen der vorderen Flügel zu den im Bezirk häufig vorkommenden Schmetterlingen. Man durfte auch deshalb auf ihn stolz sein, weil die Schwäbische Alb, sofern sie ihm als Heimat diente, diese Auszeichnung mit den höheren Gebirgen des übrigen Europa, Asiens und Nordamerikas teilte. Wenn dieses reizende Insekt, dem geradezu die Bedeutung eines Symbols der unentweihten Natur zukommt, aus dem Bezirk verschwunden ist und auch im übrigen Albgebiet zum Aussterben verurteilt zu sein scheint, so trägt die Schuld daran weniger der Klimawechsel als der leider auch schon in manchen Dörfern der zu den letzten Zufluchtsstätten alten kernigen Volkstums gehörigen Schwabenalb eingerissene Spekulations- und Profitgeist. Man stellt dem Falter nicht mehr wie früher mit Fangnetzen nach, um die Beute nachher aufzuspießen und seiner Sammlung einzuverleiben, ein Verfahren, das damals auch nicht zu billigen war,

aber doch noch eine gewisse Geschicklichkeit des Jägers verlangte, die immerhin auf den von dem Schmetterling mit Vorliebe umflatterten Felsklippen vielfach versagte. Heute sammelt man schon die auf den Sedum-Pflanzen sitzenden Raupen, zieht diese auf, läßt sie sich einpuppen und trägt dann den frisch ausgeschlüpften Falter zum Händler. Seinem Los gleicht unter den Käfern das des Hornschröters. Er ist der größte europäische Käfer, bei unseren heidnischen Vorfahren, die mit Recht seinen dem Hirschgeweih ähnlichen Kopfschmuck bewunderten, war er dem Gotte Thor heilig, heute opfern ihn die der Natur entfremdeten Nachkommen dem Gotte Mammon. In den Eichenbeständen des Schurwaldes in der Adelsberger Gegend fristet er immerhin noch ein glücklicherweise wenig beachtetes bescheidenes Dasein. Wie lange noch?

Immerhin ist gerade der Göppinger Bezirk der natürlichen Beschaffenheit der Oertlichkeit nach besonders geeignet, trotz der Durchquerung durch die bedeutendste Bahnlinie Württembergs ein gewisses Naturschutzgebiet für die mißhandelte Pflanzen- und Tierwelt zu bilden. Noch findet Reineke Fuchs seine Verstecke im Geklüfte des Albrandes, noch gräbt sich Grimbart der Dachs gern seine unterirdischen Behausungen aus in einem Jagdrevier, wo ihm im Herbst die Aussicht auf lohnende Ausflüge in die Rebgärten des Remstales winkt. Und auch an Raubvögeln, die dem Landmann bei der schwierigen Aufgabe der Vertilgung des Ungeziefers helfen, fehlt es nicht. Noch zieht der Mäusebussard seine Kreise zu Häupten des Wanderers, noch „rüttelt" hoch in den Lüften der Turmfalke, der besondere Freund alten Gemäuers, wie es als Ueberrest der einstigen staufischen Vasallenburgen sich da und dort erhalten hat. Auch ein anderswo ausgestorbener Vierfüßler, der kauzige Siebenschläfer, fühlt sich offenbar auf dem Kalten Feld noch zuhause, wo er gewiß bei den dortigen

Hüttenbewohnern auf Verständnis für sein gefährdetes Dasein rechnen darf. So wäre noch allerhand Erhaltungswürdiges an Pflanzen und Getier zu retten, wenn der zum Herrn der Erde eingesetzte Mensch nur wollte.

Freilich hat es wenig Sinn, sich in unnützen Klagen über eine Entwicklung zu ergehen, die bis zu einem gewissen Grade nicht mehr aus dem natürlichen Laufe der Dinge hinwegzudenken ist. Die Maschinenlandschaft, innerhalb deren die Arbeits- und Kraftmaschinen und der geregelte Betrieb, die Organisation, ihre Herrschaft ausüben, ist im Lande der Deutschen da und wird bleiben, wenn auch in Zukunft manche Ruinen früherer Fabrikgebäude und rauchlose Kamine Zeugnis ablegen werden von einer Zeit, als man noch zu sehr auf „Konjunktur" und „Prosperität" vertraute. Auch der Strang von Werksiedlungsstätten, der sich von Geislingen bis Mühlacker erstreckt, wird bleiben und wie bisher mit seinen Fangarmen weit zu beiden Seiten der Bahnstrecke in die ländlichen Siedlungen hinausgreifen, um vor allem menschliche Arbeitskräfte in seinen Bann zu ziehen. Aber gerade weil dieser „Schicksalsraum" (Eugen Diesel) mit seinen im Maschinenzeitalter emporgewachsenen Siedlungen im wesentlichen wohl auf absehbare Zeit in den wirtschaftlichen Stürmen sich behaupten wird, bedarf man um so mehr der Kulturlandschaft in leicht erreichbarer Nähe. Mehr denn je wird besonders der Großstädter hier nicht allein körperliche Ausspannung und Erfrischung, sondern auch seelische Erhebung und Erquickung durch die Vertiefung in eine große geschichtliche Vergangenheit und die Betrachtung der von unseren Altvordern hinterlassenen, den verschiedensten Gebieten des Lebens angehörigen Denkmäler suchen. Auch daraus ergibt sich die Pflicht zum Schutz und zur Erhaltung der Naturdenkmäler im Göppinger

Bezirk im weitesten Sinne und nicht minder der Wahrzeichen deutschen Kulturschaffens in der Vergangenheit.

IX.

Nach Ottenbach und Krummwälden.

Dem Dorfbilde von Ottenbach verlieh noch vor kurzem die im Jahre 1709 neuerbaute Pfarrkirche zum Hl. Sebastian ein altertümlicheres Aussehen. Auch die Ausstattung dieses Gotteshauses im Innern entsprach diesem Eindruck. Das Bedürfnis nach einem größeren Raum für die angewachsene Gemeinde und eine gewisse Baufälligkeit zwangen zu einem Umbau, der moderner wirkt und, in einem gewissen Gegensatz zu dem malerischen Geist des Barock, in seinem Innern mehr die architektonisch-statuarische Wirkung der Romanik anstrebt. Unter Verzicht auf allerhand dekorative Einzelheiten, auf die Ueberfülle von figürlichem und sonstigem Schmuck mit reichlicher Verwendung von Stuck wird demgemäß besonderer Wert auf eine einheitliche Raumwirkung gelegt. Schmale bunte Fenster von beträchtlicher Höhe, mit eigenartiger, sich mehr in geometrischen Formen bewegender Ornamentierung erzeugen jenes farbige Halbdunkel, das in den gotischen Hallenkirchen den Besucher, welchem Glaubensbekenntnisse er auch angehören mag, in seinen mystischen Bann zwingt. Also derselbe Stil, in dem u. a. die neue katholische Kirche in Klein-Süßen erbaut wurde. Mußte doch auch die Wallfahrtskirche auf dem Rechberg bei ihrer in den letzten Jahren erfolgten Erneuerung ein moderneres Gewand anlegen. Daß heute der evangelische Kirchenbau diesem Geschmack gleichfalls Rechnung trägt, zeigen die farbigen oblongen und Rundfenster der Reuschkirche in Göppingen, wo durch den kunstvollen Glasschnitt

noch eine besondere Wirkung erzielt wird. Auch der früher um das Ottenbacher Barockkirchlein gelagerte Gottesacker mußte, von einigen Grabdenkmälern abgesehen, verlegt werden, und zwar auf eine Anhöhe links vom Eingang von Krummwälden her, wo man eine schöne Aussicht auf das abwechslungsreiche Gelände des Tales und nach der Alb zu genießt.

In diesem seinen alten dörflichen Charakter verhältnismäßig rein bewahrenden Orte stößt der Freund unserer bäuerlichen Architektur noch auf stattliche Höfe aus dem 17. und 18. Jahrhundert, mag auch das Eichengebälk sich unter der Tünche verbergen, wie es in der Gegend leider immer mehr zum guten Ton zu gehören scheint. Gerne begrüßt man auch eine holzgeschnitzte Heiligenfigur noch aus gotischer Zeit, einen Hl. Bernhard darstellend, als Wächter an einem alten Hause tronend, eine Seltenheit in der Gegend, während solche Heiligenbilder aus späterer Zeit sich bekanntlich noch häufiger im den katholischen Orten des Bezirks erhalten haben. In der Regel wird Ottenbach vom Filstal her besucht werden. Auf der Höhe hinter Groß-Eislingen gabelt sich der Weg. Rechts führt die schöne Ausblicke eröffnende Straße weiter Krummwälden zu, links zweigt der vom Albverein bezeichnete lohnende Fußweg ab. Der Hauptweg empfiehlt sich für den, der den spätgotischen Flügelaltar in dem dortigen katholischen Filialkirchlein besichtigen will. In dem, der Neuzeit entstammenden Schrein befinden sich sieben Holzskulpturen, der auferstandene Christus, Petrus, Andreas, Paulus, Johannes Ev., Jakobus und ein nicht bestimmbarer Apostel. Im Hintergrund sieht man die wandernden Apostel in einer Landschaft. Auch auf den gemalten Flügeln sind Heilige dargestellt. Hans Klaiber hebt in den „Kunst- und Altertumsdenkmalen" des Göppinger Bezirks vom Jahre 1914 als charakteristisch für die Schnitzereien die enggedrängte Reliefgruppierung hervor, ferner die naturalistische Bil-

dung der Hände und Charakterköpfe und das ausgesprochene Knitterwerk der Gewänder. Er sieht darin eine oberschwäbische Arbeit von mittlerer Qualität aus der Zeit 1510—15. Die Christusfigur dürfte übrigens unseres Erachtens über das Mittelmaß hinausragen.

Wer den Fußweg einschlägt, genießt natürlich den Vorzug einer staub- und lärmfreien Wanderung und fühlt sich in Bälde aus dem Reiche der Maschine in das der Kulturlandschaft versetzt. An einem Sonntag vormittag mag den Wanderer auch hier in der Natur an der Wegscheide zwischen den beiden Reichen, wenn die Kirchenglocken von Göppingen und Eislingen gedämpft herüberschallen, jene echte Sonntagsstimmung überkommen, der unser Ludwig Uhland in dem Gedicht „Schäfers Sonntagslied" so schlicht und ergreifend Ausdruck verliehen hat:

„Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich —
Das ist der Tag des Herrn."

Beim Eschenbäche-Hof mündet dann der Fußweg wieder in die Landstraße ein, noch ein halbes Stündchen und man ist in Ottenbach angelangt.

Der Weiler Kitzen und seine Umgebung.

In der Regel begnügt sich der Besucher des Ottenbacher Tales damit, den malerischen Eindruck der rings über das wellige Gelände verstreuten Einödhöfe unten in der Talsohle auf sich wirken zu lassen. Und doch sollten besinnliche, von der Modekrankheit unserer Zeit, der Oberflächlichkeit, noch nicht befallene Heimatfreunde nicht versäumen, diese oder jene Urzelle altschwäbischer Lebenskraft und bäuerlichen Willens zur Selbstbehauptung sich auch von nächster

Nähe zu betrachten und dabei darüber nachzudenken, wie solche Kraftreserven in einer Zeit des raschen Verbrauchs der Menschen in den Städten noch am besten erhalten werden könnten. Aus einem dieser Höfe ging beispielsweise jener Höfle hervor, der es vor allem wegen seines riesigen Wuchses in fremden militärischen Diensten zu hohen Würden brachte und nach dem in der bekannten Industriestadt Pirmasens in der bayerischen Hinterpfalz eine Straße benannt ist. Der Namen des Geschlechts hat sich noch heute in der Gegend erhalten. Da ruhen sie an der Berglehne hingeschmiegt, zuweilen in verträumter Einsamkeit, daneben die Hülbe, auch Gumpen genannt, um die sich zahlreiches Federvieh tummelt. Und wenn der Besitzer Schäfer ist und trotz der schlechten Wollpreise immer noch an der Schafzucht festhält, weil sich ein Verkauf der Tiere auch nicht lohnt, legt seine hinter dem ständigen Wohnhause parkende fahrbare Behausung, ein Schäferkarren, Zeugnis von diesem seinem Berufe ab, der hoffentlich nicht so bald aus dem Wirtschaftsleben der Alb und Voralb für immer verschwinden wird.

Nicht minder empfiehlt sich ein Abstecher von Ottenbach nach dem südlich am Kitzenbache gelegenen ansehnlichen Weiler Kitzen. In einer schwachen halben Stunde führt uns der freundliche Fußweg dorthin, vorbei an einem alten Bildstock mit dem Steinrelief der Krönung Mariä, — pietätvoll schon dreimal neu hergerichtet: 1785, 1823, 1871. Freilich, das Gesamtbild, das uns dort erwartet, ist dasselbe wie in der Regel auch sonst in den Ortschaften der Gegend. Den alten vierschrötigen, weiträumigen Höfen haben sich moderne, mit kleinen Wohnzellen ausgestattete, aber größeren Komfort bietende Häuschen zugesellt, Landwirtschaft und Industrie wohnen hier einträchtig bei einander. Der Abgelegenheit des Ortes entsprechend hat der Modernisierungsvorgang immerhin weniger alte Werte zerstört

als anderswo. Es will schon etwas heißen, wenn in einem einfachen Weiler zwei nachweisbar aus dem 16. Jahrhundert stammende Wohnhäuser erhalten sind. An einem im Laufe der Zeit ähnlich wie jener Bildstock mehrfach umgebauten Hause befindet sich eine Holzschnitzerei, Schildkonsolen mit dem Andreaskreuz, dabei die Jahreszahl 1596, und ein anderes geht sogar auf das Jahr 1583 zurück. Jenes war einst im Besitze des in der Gegend viel vermögenden Geschlechtes der Bubenhofer. Besonders ansehnlich fällt aber der Untere Gruppenhof ins Auge, leider verputzt, mit einer Scheune, die die Jahreszahl 1682 trägt. Er gehörte früher zum Kloster Adelberg. Das Wohnhaus weist in seinem steinernen Unterbau mächtige Quadern auf, wie sie sonst an Wehrbauten vorkommen, was auf mittelalterlichen Ursprung schließen läßt. Der vorbeifließende Bach und die damit zusammenhängende Ueberschwemmungsgefahr werden diese Bauweise kaum veranlaßt haben, man hätte seinerzeit das Haus ja wohl auch von diesem abrücken können. Im übrigen ist der von Klaiber in dem angeführten Werk angegebene Bestand alter Fachwerkbauten heute schon durch Abbruch von zwei Gebäuden vermindert, auch ein Beweis für den raschen Fortgang der Wandlung, die sich zur Zeit vollzieht. Man darf noch einigermaßen zufrieden sein, wenn solche alten Häuser nur mit Tünche überzogen werden, wie dies neuerdings leider auch in dem benachbarten Hohenstaufen geschieht, und nicht ganz vom Erdboden verschwinden. Nur sollten unter allen Umständen Inschriften und bemerkenswerte Skulpturen verschont werden.

In einer guten halben Stunde gelangt man weiterhin nach dem Weiler Bärenbach, der vom landschaftlichen Standpunkt aus in ähnlicher Weise als ein südlicher Ableger des Ottenbacher Tales betrachtet werden kann wie Hohrain und Lerchenberg dem Schurwald zu als dessen nordwestlicher Abschluß.

X.

Uebers Rehgebirge nach dem Rechberg. Das Bärenbachtal.

Der Gang von Salach über das Rehgebirge nach dem Rechberg dürfte als eine der dankbarsten, zugleich den Bedürfnissen des Körpers und des Geistes Rechnung tragenden kleineren Fußmärsche in dem an Naturschönheiten so reichen Schwabenlande anzusprechen sein. Schon der Abschnitt Salach-Bärental läßt Erfreuliches hoffen. Wenn man das langgestreckte Filstaldorf hinter sich hat, steht man am Gasthof zum „Adler" vor der Wahl, ob man rechts den Fußweg oder links die Fahrstraße nach Bärenbach einschlagen will. Folgt man dem ersteren, so erreicht man in Bälde in leichter Steigung eine Anhöhe, von wo sich ein eigenartiger Blick auf Salach darbietet mit dem untersetzten alten gotischen, heute der evangelischen Gemeinde eingeräumten Kirchlein vorne und dem hochragenden schlanken Turm der neuen katholischen Kirche dahinter. Dann geht es eine Weile eben weiter in der Richtung auf den Höhenzug des Rehgebirges zu, von wo am Fuße eines kahlen Hanges der Kapfhof herübergrüßt. Das häufige Vorkommen des in diesem Namen enthaltenen Flurnamens, so im Göppinger Bezirk noch oberhalb von Schlat, rechtfertigt ein kurzes Verweilen und den Versuch einer eigenen Erklärung desselben, da die bisher von der Flurnamenforschung aufgestellte nicht befriedigen kann. Wie an dieser Oertlichkeit so auch sonst gewahren wir überall, wo die Bezeichnung gebraucht wird, die besondere Formung eines Bergabfalls, die unsere Vorfahren an die von den Römern bezw. Welschen entlehnte und deshalb mit einem Lehnwort bezeichnete Kopfbedeckung der Kappe oder Kapuze erinnerte. Aus Kappe wurde dann Kapf wie aus Koppe Kopf und aus Kuppe Gupf. Mit Vorliebe hat man ja stets zur Bezeichnung von

Oertlichkeiten, die natürlich infolge des beschränkten Vorrates von Vorstellungen und sprachlichen Ausdrücken bei jenem einfachen Bauernvolk viele Schwierigkeiten machen mußte, solche Gegenstände des täglichen Lebens herangezogen. Man begegnet dem Flurnamen besonders häufig auf der Schwäbischen Alb, im Schwarzwald und im Alpengebiet, auch in allerhand Nebenformen und Zusammensetzungen. In der Form „Kappe" kommt er zum Beispiel in Pfaffenkappe, Kappenzipfel, Kappberg in Württemberg vor. Bald geht es dann wieder talabwärts nach dem vom Bärenbach durchflossenen gleichnamigen Weiler. Er ruht in den Talgrund eingebettet wie ein Idyll, das bei der raschen Umgestaltung der Landschaftsbilder in neuester Zeit gewissermaßen aus Versehen vergessen wurde, — nicht zu seinem Nachteil. Mit früheren Jahrhunderten verbindet den Ort auch die Kapelle am Eingang inmitten des Gottesackers, in der ein Altar mit sehenswerten Heiligenfiguren und spätgotischer Zeit zur Betrachtung und stillen Sammlung im Gedenken an den Kunstfleiß und die Frömmigkeit der Vorfahren einlädt. Die Abgeschlossenheit des Bildes wäre vollkommen, wenn nicht der Hohenstaufen in schmalem Ausschnitt besonders wuchtig aus der geringen Entfernung hereinragte. Und ebenso hebt sich im Westen in zarten Umrissen die Silhouette von Großeislingen ab, das Wahrzeichen der Maschinenlandschaft, die auch für diesen Erdenwinkel anstelle der einstigen Herrenburg schicksalhafte Bedeutung gewonnen hat.

Wie kommt aber der heimelige Wiesengrund zu dem an gefährliches Raubzeug erinnernden Namen? Da die Ableitung von „Beeren" oder dem mittelhochdeutschen „ber" gleich Eber aus mehreren Gründen nicht in Betracht kommt, mußte man nach den bisherigen Ergebnissen der Flurnamenforschung wie bei der Erklärung etwa des Ortsnamens Bernloch, die durchaus glaubhaft erscheint, auf Meister Petz und sein frühe-

res Vorkommen in den Waldungen um den Hohenstaufen zurückgreifen, mag der Name auch zu „Bach“ noch so wenig passen. Nun begegnet uns aber, abgesehen vom „Bärenhöfle“ und „Bärenbachhof“, beide in der Nähe des das Tal beherrschenden Weilers, ein weiterer „Bärenhof“, gleichfalls mit einem Bärenhöfle als Ableger, in weiterer Entfernung nördlich, eine halbe Stunde östlich von Ottenbach auf dem Kamme des Rehgebirges. Wenn dieses wirklich von den Rehen, die es bevölkerten, seinen Namen hat, was übrigens keineswegs glaubhaft erscheint, müßte das in nächster Nähe hausende Bärenvolk dem Rehwild auf der Höhe den Aufenthalt dort wohl bald verleidet haben. Und was haben Bären denn mit Bauernhöfen zu tun, wobei natürlich von den abgeleiteten Hofnamen abzusehen ist? Wohl aber ließe sich eine befriedigende Erklärung finden, wenn man an eine Verketzerung bezw. Verderbnis des ursprünglichen Namens denken dürfte, wie sie ja bei Ortsnamen sonst häufig genug nachgewiesen wurde und vollends bei Personennamen keineswegs selten ist. Die Annahme ließe sich rechtfertigen, daß im Bärenbachtale und droben auf der Höhe wie im heutigen Wäschenbeuren und Birenbach Büren, d. h. Bauern saßen, die vielleicht ebenso wie im Westen die Wäschen- d. h. Wiesen-Bauern und die am Bach, d. h. Krettenbach, Siedelnden hier östlich von Hohenstaufen bei der planmäßigen Kolonisation des Gebiets durch den ältesten Friedrich, den Büren, und hernach auch seinen Sohn als Kolonisten angesetzt wurden. Die beiden Friedriche verfolgten mit dieser Bevölkerungspolitik offenbar auch militärische Zwecke, indem sie den Ersatz von Streit- und sonstigen Rossen und reisigen Knechten sicher stellen wollten. Ist doch von dem schon im 16. Jahrhundert abgegangenen bei Maitis gelegenen Kerrichhof urkundlich bezeugt, daß die Besitzer mit dem Aemtchen Hohenstaufen in den Krieg zu ziehen und „vor Alters einen gehar-

nischten Mann" zu stellen hatten, wie denn alle männlichen Angehörigen des Amtes Hohenstaufen reisbar und dienstbar waren.

Nun mußte es aber mit der Zeit Verwechslungen geben, vor allem zwischen den „Büren am Bach" in der Salacher Gegend und den gleichnamigen Bauern am Krettenhof. Wer die Pietätlosigkeit unserer Altvordern gegenüber sprachlichen, schließlich ja auch nicht sakrosankten Benennungen kennt, sobald praktische Bedürfnisse in Frage kamen, wird sich aber nicht wundern, wenn die Wohnsitze der Ost-Bauern aus irgend einem Anlasse vielleicht scherzhafter Art, man denke nur an den Volkswitz, wie er sich an dem Dorfe Ganslosen und seinen Bewohnern ausließ, mit dem Namen des damals wohl in der Gegend schon ausgestorbenen Tieres beglückt wurden, möglicherweise gegen ihren Willen. So erfolgte dann die endgültige sprachliche Scheidung der Ost- von den Westbauern und mit der Zeit konnten beide Teile mit dieser praktischen Lösung wohl zufrieden sein.

Auch dieses Beispiel aus dem Gebiet der heute mit Recht eifriger denn je betriebenen, immer wieder zu den Quellen unseres heutigen Volkstums führenden Ortsnamenforschung zeigt, wie man in dieser Wissenschaft, die in so viele Wissensgebiete hinübergreift und deshalb so viele Meinungsverschiedenheiten zu Tage fördert, sich vor Verallgemeinerungen hüten muß und jeder zweifelhafte Fall wie der vorliegende eine Prüfung von verschiedenen Gesichtspunkten aus veranlassen sollte. Gelangt man dann auch nicht sogleich zu einem sicheren Ergebnis, so kommt man doch weiter als bei einem nur schematischen Vorgehen, wie es der begreiflichen Neigung des Wissenschaftlers, seine Funde möglichst in Schubfächern und Sammelmappen numeriert und etikettiert unterzubringen, nur zu leicht entspringt. Die Mannigfaltigkeit des Lebens und des Materials gerade in diesem Wissenszweige ist eben

zu groß und zwingt immer wieder dazu, die im Laufe der Zeit mühsam gewonnenen Theorien zu ergänzen und auszubauen.

XI.

Ueber den Schurrenhof nach Rechberg-Hinterweiler.

Die Steige, welche die erste Teilstrecke des Weges von Bärenbach nach dem Rechberg bildet, findet auf der Höhe in der das Rehgebirge der Länge nach durchziehenden Straße ihre Fortsetzung. Sie ist im Kartenblatt „Lorch" des Statistischen Landesamts von 1896 als „Heerstraße" eingetragen. Im Mittelalter verband sie offenbar das durch seinen Gewerbfleiß schon in der staufischen Frühzeit ausgezeichnete Gmünd und die Burg Rechberg mit Staufeneck und Süßen, dem an der nach Ulm und ins Cannstatter Tal führenden Reichsstraße gelegenen Filsort. Auch sie gehört zu den bisher von der Forschung vernachlässigten geschichtlich bedeutsamen Altertümern des Gebietes zwischen Fils- und Remstal, das wir der Kürze halber als „Hohenstaufengau" bezeichneten. Als dritte im Bunde gesellt sie sich zu den früher erwähnten Querstraßen Faurndau-Wäschenbeuren-Lorch und Süßen-Christental-Waldstetten-Gmünd. Man wird mit der Annahme nicht fehlgehen, daß dieser Heerstraße, der dieselbe auszeichnende Benennung zuteil wird, wie sie sich für die Filstal-Reichsstraße zwischen Göppingen und Uhingen bis in die neueste Zeit erhalten hat, der Vorrang unter den dreien zukommt. Auch hier wird die anderwärts gemachte Betrachtung zutreffen, daß zuweilen mehrere, sogar neben einander herlaufende Straßen demselben Zweck dienten, aber zu verschiedenen Jahreszeiten gebraucht wurden, je nachdem die Bodenverhältnisse gerade die Verwendbarkeit

gestatteten oder begünstigten. Es ist aber eine bekannte Tatsache, daß der Stand der Verkehrsstraßen im Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein meist viel zu wünschen übrig ließ. Diese Heerstraße hatte jedenfalls den Vorzug vor den beiden Parallelstraßen, eine Zeit lang auf der Höhe und über damals jedenfalls härteren Boden zu führen.

Im weiteren Verlauf berührt die Straße den Birkhof, ein gräflich Rechbergisches Gut, dessen Baulichkeiten unlängst in vorbildlicher Weise mit Hervorhebung der alten Holzarchitektur erneuert wurden, und erreicht dann den Schurrenhof. Außer diesen beiden Höfen beherbergt das Rehgebirge noch eine Anzahl anderer, was verwundern könnte, da man auf dem doch schon zur Schwäbischen Alb gehörigen steinigen Grat einen rauhen Boden vermuten möchte. Man bittet ihm aber dieses vorschnelle Urteil alsbald wieder ab, wenn einem einfällt, daß man sich hier ja noch im Reiche des Braunjura Beta befindet, also jener ersten Terrasse des Albmassivs mit einer häufig, so hier, befriedigende Erträgnisse liefernden Ackerkrume, dem Verwitterungsprodukt der in einer Höhe von 6—8 Meter anstehenden, über den weichen Opalinustonen gelagerten harten Sandsteinbank. Der ganze Rücken war früher offenbar bewaldet, worauf u. a. die im Ortsnamen Schurrenhof steckende Flurnamenbezeichnung hinweist. Sie läßt wie bei dem östlich von Ottenbach gelegenen Schurrhof und dem Schurwald auf abgeschorenen Wald, auf (im letzteren Falle stellenweise) urbar gemachtes Gelände schließen. Heute ist der Ausblick hier oben frei nach den zu beiden Seiten in reicher Abwechslung sich dem Auge darbietenden Landschaftsbildern.

Kein Wunder, wenn die Adelberger Klosterbrüder bei der Kolonisation der noch brachliegenden ertragsfähigen Landstrecken im Hohenstaufengau auch auf dem Rehgebirge ihr Herrschaftszeichen aufpflanzten, den Urwald durch-

ihre Dienstleute niederschlagen ließen und einen landwirtschaftlichen Betrieb einrichteten. Noch haben sich auf dem heutigen Schurrenhof Baulichkeiten aus jener Zeit erhalten, von massiger Gediegenheit, wie es der damaligen Bauweise entspricht. Auch die zu jedem derartigen Einödhofe gehörige Kapelle fehlt nicht. Da das unter Kaiser Friedrich I. gegründete Kloster Adelberg eine staufische Schöpfung ist, allerdings nicht aus der Blütezeit ihrer kolonialen Gründungen in der Gegend, ehe die Staufer zur Kaiserwürde gelangten, haben wir es auch beim Schurrenhof in gewissem Sinne mit einer solchen zu tun. Daß die Bewirtschaftung des Gutes heute eine wesentlich andere geworden ist, darf bei der schlechten Rentabilität der Landwirtschaft nicht Wunder nehmen. Die stattliche Warmhaus-Anlage läßt sogleich erkennen, daß man sich spezialisiert hat, daß nunmehr eine moderne Gärtnerei Einzug gehalten hat. Bei der genossenschaftlichen Arbeitsweise und der spartanischen Lebensweise der Insassen vermag diese trotz der Abgeschiedenheit des Ortes von den Verbrauchern in den Städten immer noch Erträgnisse abzuwerfen. In der schönen Jahreszeit kann sich der Besucher in der Schenke durch ein vegetarisches Vesper und einen Trunk von den dort gekelterten Obstsäften die Lebensgeister auffrischen.

Während des Weitermarsches auf der Heerstraße haben wir Zeit, über die Bedeutung der Ortsnamen „Rehgebirge" und „Rechberg" d. h. Rehberg uns Gedanken zu machen. Zuerst wird festzustellen sein, daß die Bezeichnung „Gebirge" für den Höhenrücken unmöglich einer frühen Periode nach der Landnahme durch die alamannischen Eroberer und lange nachher angehören kann, daß sie vielmehr sich als eine Schöpfung von um eine Benennung verlegenen späteren Topographen ausweist, die den wesentlichen Bestandteil des neuen Namens von dem benachbarten Kuppenberg entlehnten und dann dasGrund-

wort einigermaßen der Bergformation entsprechend beifügten. Was bedeutet aber „Rechberg“? Sollten sich gerade auf diesem, allerdings damals bewaldeten, aber trotzdem dem Wild wenig Unterschlupf-Möglichkeiten bietenden Berge besonders viel Rehe aufgehalten haben? Berücksichtigt man dagegen das eigenartige Aussehen des Rechbergs als Zweigipfelbergs, wobei natürlich der Standort des Beschauers auch eine Rolle spielt, so liegt es gewiß näher, an die Aehnlichkeit mit den zwei Stangen eines Rehgeweihes zu denken und den Ortsnamen zusammenzunehmen mit dem benachbarten Ramsberg und dem Schafberg im Salzburgischen, die ihren Namen der Aehnlichkeit mit dem Widder- und Schafsgesichtsprofil, und dem Hirschberg bei Tegernsee, der ihn dem Umstand verdankt, daß er die Form eines ruhenden Hirsches hat. Auch der Rehberg bei Landau ist ein Zweigipfelberg. Aehnliche Beispiele lassen sich in Menge beibringen. Dies schließt nicht aus, daß die Bezeichnung des gleichnamigen wesentlich anders gearteten Raichberges bei Onstmettingen wohl mit den jagdbaren Vierfüßlern in Beziehung zu setzen ist.

Aber schon haben wir den Bergrücken verlassen und sind in Rechberg-Vorderweiler angelangt. Man sieht es dem neuzeitlich dreinschauenden Ort an, daß er der jüngere Bruder des heute den Namen Hinterweiler führenden alten Bergnestes ist. Malerisch lehnt sich dieses an die Kuppe an, die die immer noch eindrucksvollen Ueberreste der alten Stammburg der Marschälle des Herzogtums Schwaben trägt, und erinnert so an das benachbarte Hohenstaufen am Fuße des einst von der Herzogsburg gekrönten „Spitzhuts“. Vergleichen wir aber die Lebensbedingungen der Bewohner, so fällt alsbald eine wesentliche Verschiedenheit bei den beiden Gemeinden ins Auge. Die Bürger von Hohenstaufen besaßen von jeher eine größere Markung mit ansehnlicher nutzbarer Bodenfläche und trieben seit langem viel Obst-, früher sogar Wein-

bau. Dazu kam die politische Sonderstellung des Dorfes, das ja Sitz eines eigenen kleinen Amtes war mit vielen ihm unterstehenden Höfen und Weilern und sogar über ein eigenes Hochgericht verfügte. So gut ging es den Rechbergern nicht. Schwerer lastete auf ihnen von jeher die Sorge um das tägliche Brot, frühzeitig kam dort auch die heute noch geübte Heimarbeit auf, von deren Erzeugnissen in der „Scherrstube" Proben aufbewahrt sind. Dazu der Zwang, sich Arbeit in der Nachbarschaft, besonders der nächsten Stadt Gmünd, zu suchen, wo besonders viele Gipser eine Arbeitsstätte fanden. Aber treu hielten die Bewohner die Jahrhunderte hindurch auf dem kargen heimatlichen Boden aus. So hat sich auch hier eine jener Urzellen erhalten, die angesichts der von dunklen Wolken verhängten Zukunft unseres Vaterlandes uns immer wieder in unserem Glauben an die Zukunft bestärken: angeborene und anerzogene Ausdauer und eine Sparsamkeit, die sich nach der Decke streckt, diese gut schwäbischen und bäuerlichen Eigenschaften, dazu eine reizvolle Natur aus erster Hand bilden eine kostbare Mitgift für den dort aufwachsenden Nachwuchs. Und auch der geschichtliche Hauch, der das Heimatdörfchen umwittert, muß sich ihm ganz von selbst in irgendwelcher Form mitteilen, sei es auch nur in der Achtung vor dem Brauch der Väter und der in der Familie und Gemeinde überlieferten Lebensanschauung, woran es das Geschlecht, das drunten im Tal heranwächst, nur zu oft fehlen läßt.

XII.

Das Geburtshaus der Brüder Scherr.

In jenen schlimmen Zeiten der napoleonischen Kriege und hernach, als der Sieg über die fremden Eroberer nicht auch die erhoffte Freiheit

im Innern gebracht hatte, erwachte, wie wir schon oben sahen, in weiten Volkskreisen die seit Jahrhunderten zum blassen Schemen gewordene Sehnsucht nach einem starken deutschen Reiche mit einem Kaiser an seiner Spitze aus langem Winterschlafe. Besonders in den Dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts suchte man in dem neugeschaffenen Königreich Württemberg mit Vorliebe die Stätten auf, an die sich die Erinnerung an den einstigen Glanz des heiligen römischen Reiches unter Führung eines schwäbischen Herrschergeschlechtes knüpfte, und pilgerte, sobald mildere Lüfte wehten, besonders von der Residenzstadt Stuttgart und den Nachbarstädten aus, nach dem Filstale und dem es überragenden Hohenstaufen und Rechberg.

Aber nicht weniger waren es die damals noch ein ganz anderes Bild einer alten Ritterburg gewährenden Ueberreste der einstigen Herzogs- und hernach wohl auch Reichsveste Staufeneck, zu denen die Patrioten wallfahrteten, weil dort ein den Namen des Geschlechts tragender Zeuge staufischer Herrschermacht der Einbildungskraft einen bestimmten Gegenstand darbot, an dem sie sich emporranken konnte. Auch erfreute sich der Ausblick von dort nach dem nahen Scharfenberg und Ramsberg und der Kette der Albberge besonderer Wertschätzung. Wie oft haben nicht vor hundert Jahren Stift und Pinsel der Künstler die malerischen Burgtrümmer und das von dem Bergfried sich eröffnende Panorama im Bilde wiedergegeben!

Immer mehr trat aber auch die Dichtung in den Dienst der nationalen Volksbewegung. Mehr noch als die dem Kaiserberg und seinen Herren gewidmeten Gedichte eines Ludwig Uhland und Justinus Kerner und des Nachzüglers der Schwäbischen Dichterschule Albert Knapp, von den ungezählten Hohenstaufendramen ganz zu schweigen, waren es in Württemberg die Prosadichtungen einer Frau, die im Bannkreise des Berges

geboren wurde und unvergeßliche Jugendjahre verlebte, welche in diesem Sinne wirkten. Im Anschluß vor allem an die „Hohenstaufen" von Friedrich von Raumer und das gleichnamige Werk von W. Zimmermann führte sie die vielen, denen die Darbietungen der strengen Wissenschaft weniger zugänglich waren, besonders die heranwachsende Jugend, in die stofflichen Zusammenhänge ein, die erst ein tieferes Verständnis für die geschichtliche Begründung der Kaiser- und Reichsidee ermöglichten. Luise Pichler und ihr Werk ist darum auch im Göppinger Bezirk mit Recht heute noch nicht vergessen. Wenn sie vom Pfarrhause von Oberwälden nach den durch die staufische Geschichte berühmt gewordenen Bergen der Voralb hinüberschaute, konnte sie nicht ahnen, daß schon sechs Jahre ehe sie am Rande des Schurwaldes das Licht der Welt erblickte, dort drüben auf noch luftigerer Höhe im Jahre 1817 ein anderes dichterisch begabtes Schwabenkind geboren wurde, das gleichfalls aus dieser Umgebung Eindrücke in sich aufnahm, die in einem stürmischem Leben daheim und in der Fremde nie verblassen sollten. Und sechzehn Jahre zuvor war ihm aus demselben Bergdörfchen ein älterer Bruder vorangegangen, der sich nicht minder als ein echtes Kind seiner Heimat, vor allem in fremdem Lande, bewähren sollte.

Thomas und Johannes Scherr gehören in ihrer Lebensgeschichte ebenso der Schweiz wie Deutschland und ihrem engeren Vaterland Württemberg an. Aber wenn das Nachbarland ihnen die Möglichkeit der Entfaltung ihrer reichen Fähigkeiten gewährte, so verdanken sie diese selbst doch der Familie, der Heimat, dem Volkstum. Allerdings über dieses letzte hinausgehend auch einem grenzdeutschen Volkssplitter, wohl dem Stamme der Sudetendeutschen, da die Familie dereinst aus Böhmen eingewandert war. Wenn in diesem Zusammenhange ihrer ausführlicher zu gedenken ist, so deshalb, weil man heutzutage

allen Grund hat, nicht nur die Gedenkstätten aufzusuchen, die uns an die große geschichtliche Vergangenheit unseres Volkes mahnen, sondern auch die in die Zukunft weisenden Stätten, und unser Ohr zu schärfen, daß es das geheimnisvolle Rauschen aus den Brunnenstuben vernimmt, in denen sich die wahrhaft schöpferischen Gemüts- und Geisteskräfte unseres Volkes von jeher in der Stille gesammelt haben. Eine solche Brunnenstube bedeutet aber auch das Bergdörfchen, in dem die Brüder Scherr geboren wurden, und die Familie, aus deren Schoße sie hervorgingen,, und die uns in ihrer einstigen Behausung ein greifbares Andenken hinterlassen hat. Und deshalb soll der Heimatfreund bei einem Besuche des Rechbergs nicht an Hinterweiler vorbeigehen, er soll auch derer gedenken, die aus dieser räumlichen Enge und diesen gedrückten Verhältnissen den Weg in die Weite und zu einem für die eigenen und fremden Volksgenossen segensreichen Wirken gefunden haben. Zumal die von Scherrfreunden am Orte selbst, in Gmünd und Göppingen ihnen gewidmeten Gedächtnismale dem Besucher bei dieser besinnlichen Einkehr die gewiß erwünschte Belehrung über die wichtigsten Stationen ihres Lebens und Schaffens an die Hand geben.

Da wo der Fußweg von Ottenbach her einmündet, am Ausgange des Orts, steht das recht bescheidene Häuschen, in dem der Schullehrer Franz Hieronymus Scherr und seine Frau Cäcilie, geb. Nuding, ihre zahlreiche Kinderschar betreuten. Von den Söhnen zeichneten sich drei durch ungewöhnliche geistige Fähigkeiten aus. Außer den genannten der zum katholischen Priesteramte vorgebildete früh verstorbene Augustin, auf den in den Kreisen seiner Berufsgenossen besonders hohe Hoffnungen gesetzt wurden. Wenn man bedenkt, daß Johannes als zehntes Kind zur Welt kam, vermag man nach heutigen Begriffen beim Anblick des Geburtshauses, dem dazu noch die heute aufgebaute Giebelkammer fehlte, auch mit

Zuhilfenahme aller Mathematik nicht auszurechnen, wie die Bewohner in diesen Räumen unterzubringen waren, auch wenn man die frühzeitig weggestorbenen Nachkommen in Abzug bringt. Eine Gedenktafel aus Bronze berichtet von den hier geborenen Brüdern Thomas und Johannes, der Albverein hat durch Herstellung eines Zuganges die Betrachtung erleichtert. Allerdings mußten die drei für die künftigen Berufe als Lehrer und Geistliche bestimmten Söhne frühzeitig über die Ausbildungszeit außer den Ferien dem Elternhause den Rücken kehren. Auch zur Beantwortung der Frage, wie bei den kümmerlichen Gehaltsverhältnissen des Vaters in jener auch noch durch Hungersnot verschlimmerten Zeit des wirtschaftlichen Tiefstandes des neuen Königreiches neben dem staatlichen Aufstieg alle die hungrigen Mäuler gesättigt werden konnten, würde keine mathematische Berechnung eine Lösung finden, wenn man nicht wüßte, daß der umtriebige Vater nebenher „fuggerte", d. h. einen kleinen Handel betrieb und die nicht minder tüchtige, auch wegen ihrer echten Religiosität und ihrer geistigen Interessen besonders gerühmte Mutter ein wahres Spargenie war.

Nachdem der Wanderer noch wenigstens von der schönen von hier sich bietenden Aussicht als erwünschter Zugabe Kenntnis genommen, gelangt er in Bälde, wenn er das eigentliche Dörfchen betreten, zum „Roten Löwen". Die hier am 1. Juni 1930 eingeweihte „Scherrstube" mit ihren Erinnerungen an Thomas und Johannes versucht durch allerhand Erinnerungen und plastische und graphische Darstellungen die Lebensgänge und die Lebensarbeit der beiden dem Beschauer näherzubringen.

XIII.

Die Scherrstube.

Das von den übrigen Wirtschaftsräumen getrennte Hinterzimmer im Erdgeschoß des der gräflich Rechbergischen Verwaltung in Donzdorf unterstellten „Roten Löwen" in Hinterweiler wurde durch das gräfliche Bauamt in einen behaglichen und für seinen neuen Zweck wohl geeigneten Raum umgewandelt. Dem Eintretenden fallen zuerst die Büste vom Johannes Scherr zur Rechten und das Reliefbild von Thomas an der linken Wand auf. Erstere ist eine Nachbildung der von Donndorf d. Ae. gefertigten Marmorbüste, die das Grab auf dem Zentralfriedhof von Zürich schmückt, die andere Plastik wurde zum Gedächtnis des Bruders von Bildhauer Brüllmann in Zürich, einem Sohn des Stuttgarter Meisters, geschaffen. Beide Porträts sind Stiftungen von Nachkommen der beiden. Unter dem Relief von Thomas ist eine Spruchtafel angebracht mit dem Paragraph 1 des von ihm entworfenen Schulgesetzes von 1832: „Die Volksschule soll die Kinder aller Volksklassen nach übereinstimmenden Grundsätzen zu geistig tätigen, bürgerlich brauchbaren und sittlich religiösen Menschen bilden." Eine Bronze-Medaille an der rechten Wand ist eines der Exemplare, deren Prägung von seinen schweizerischen Freunden und Verehrern zur Ehrung seines Andenkens veranlaßt wurde. Der eingerahmte Bericht über die Einweihung der Scherrstube in der „Neuen Zürcher Zeitung" erinnert an die Zeit, in der Thomas als einer der Vorkämpfer des damals sich immer mehr gegen die alte konservative Regierung des Kantons durchsetzenden Liberalismus zu dem Redaktionsstab dieses Blattes gehörte. Nicht minder werden wir in einen wichtigen Abschnitt seines Lebens versetzt durch eine Abbildung des Schullehrer-Semi-

nars in Küsnacht, dessen heftig bekämpfte Gründung auch vor allem dem damaligen Oberlehrer an der Taubstummenanstalt in Zürich und seinen Gesinnungsgenossen verdankt wurde. Am 25. Februar 1832 wurde der damals erst 31jährige Thomas zum ersten Direktor des Seminars gewählt, um dann durch die wieder erstarkte Reaktion schon nach acht Jahren von diesem Posten verdrängt zu werden.

Einzelne Stationen des Lebensganges des Bruders bringen uns vor allem die Spruchtafeln nahe, auf denen Stellen aus seinen Werken, von Schülern der Gmünder Fachschule graphisch wiedergegeben, verzeichnet sind. Wenn ihn schon die Lithographie mit der Unterschrift seines damaligen Wahlspruchs: „Gradaus!" als den Volksmann aus den vierziger Jahren zeigt, so liefert den Text dazu eine Strophe aus den „Lauten und leisen Liedern" vom Jahre 1842.

„Ob mich der Mutter Bitten mahnen,
Der Liebsten Aug' von Zähren taut,
Ich stellte mich zu deinen Fahnen,
O Freiheit, stolze Männerbraut!

Daß dir nur und der hohen Schwester,
Der Wahrheit, ich verbunden sei,
Daß stets gewaltiger ich und fester
Die Losung rufe: wahr und frei!"

Bekanntlich wurde gegen Johannes Scherr im August 1849 ein Haftbefehl erlassen, als er, damals Abgeordneter von Geislingen im württ. Landtag, bei der Pfingstversammlung des Volksvereins in Reutlingen als Führer der radikalen Linken gegen den Einmarsch der preußischen Truppen im Schwarzwald Protest eingelegt und zu Gegenmaßregeln von seiten Württembergs aufgefordert hatte. Es gelang ihm, der drohenden Zuchthausstrafe noch rechtzeitig zu entfliehen und in Friedrichshafen einen Dampfer

zu erreichen, der ihn an das rettende Gestade der Schweiz übersetzte. Während dieser Ueberfahrt warf er die Verse eines unvollendet gebliebenen Gedichtes aufs Papier, das im Original in der Scherrstube aufbewahrt wird. Zwei Strophen gibt eine Spruchtafel wieder:

„Oft schon zog ich fremdenwärts,
Aber stets auf Wiederkehr,
Jetzo ahnt dies bange Herz:
Wiederkehrst du nimmer mehr.

Sei's! Im Leide wie in Lust
Und verstoßen und verbannt
Rufe ich aus voller Brust:
Heil sei dir, mein Vaterland!"

Aber auch der Prosadichter kommt zum Wort mit einer Stelle aus „Michel, Geschichte eines Deutschen unserer Zeit", einem Roman, den der aufs neue mit der bittersten Not des Lebens Ringende während seines zweiten und dauernden Aufenthalts in der Schweiz verfaßte: „Wo Arbeit ist, da ist Leben, Bewegung, Zukunft. Mag es scheinen, ja mag es Wirklichkeit sein, daß unsere Zeit nur noch an den schwarzen Höllengott Mammon glaubt, die lichten Götter der Freiheit und Freude, der Schönheit und Menschlichkeit sind darum nicht tot".
Die Stätte seines späteren so erfolgreichen Wirkens als Professor der Geschichte und hernach auch der Literaturgeschichte am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich zeigt uns eine weitere Abbildung. An das, was er hier vor einem internationalen Hörerkreise für die Sache des Deutschtums geleistet hat, darf heute ganz besonders erinnert werden.

Gewiß handelten die Scherrfreunde auch in seinem und seines Bruders Sinne, wenn sie den ihrem Andenken geweihten Raum mit einer bildlichen Darstellung der Burg Hohenrechberg schmückten, einem von einem Gmünder Künstler gemalten und gestifteten Aquarell. Für

die Unterbringung von Büchern und Handschriften, besonders natürlich von der Feder des Jüngeren, und von allerhand Veröffentlichungen über beide sorgt der Bücherschrank, gleichfalls ein Geschenk, das dem Albverein verdankt wird. Freilich ist hier nur ein bescheidener Bruchteil der Werke, die eigentlich hier vertreten sein sollten, zu finden. Weist doch das Verzeichnis von Büchern Johannes Scherrs allein die Zahl von etwa hundert Nummern auf, worunter sich allerdings manches befindet, was auch unveröffentlicht bleiben konnte. Ihr Verfasser war eben vor Beginn seiner eigentlichen schriftstellerischen Laufbahn und später in der Verbannung, ehe er zu einer festen Anstellung gelangte, genötigt, um des lieben Brotes willen manches nicht Literaturfähige, aber dem Lesepublikum Zusagende der Oeffentlichkeit preiszugeben. Allerdings schrieb er nie gegen seine Ueberzeugung oder gab sich dazu herunter, der Bestie im Menschen zu schmeicheln. Wäre ihm nicht ein so harter Lebenskampf beschieden gewesen, so hätte er wohl auch manches in seiner Schreibweise vermieden, was zuweilen dem Leser den Genuß an seinen Schriften beeinträchtigt. Die Neigung zu einem wenn auch originellen Grobianismus und der an manche Autoren früherer ungeschlachter Zeiten erinnernde Ton seiner Polemik gehen manchmal über das erlaubte Maß hinaus. Deshalb bleibt wahrhaftig genug des Guten, das sich auch künftighin erhalten wird, übrig und mehrere seiner besten, diese Mängel nirgends aufweisenden Werke haben auch den Weg in die Scherrstube gefunden. Was aber an dieser Stätte mit ihren Erinnerungszeichen vor allem zu uns spricht, das sind die beiden aufrechten, mannhaften Persönlichkeiten, die hinter ihrem Werk stehen, Männer, die aus eigener Kraft in ihren beiden Vaterländern sich in ehrlichem Ringen durchzusetzen wußten. Sie könnten besonders unserem gleichfalls in hartem Daseinskampfe stehenden Nachwuchs als Vorbild

dienen und als Beweis, daß man auch ohne Konnexionen und auch wenn man seiner Ueberzeugung folgend gegen den Strom schwimmt, Ziele erreichen kann, die des Schweißes der Besten wert sind.

XIV.

Der obere Gipfel des Rechbergs und die Wallfahrtskirche.

Der Rechberg ist seit Jahrhunderten das Ziel von Wallfahrten geistlicher und weltlicher Art. Auf der damals noch bewaldeten oberen Kuppe hauste dereinst ein frommer Einsiedler. Seine Klause barg ein Marienbild aus Lindenholz, dem die Umwohner geheimnisvolle Kräfte zuschrieben, weshalb sie zu gewissen Zeiten dorthin pilgerten, um bei ihm in ihren körperlichen und seelischen Nöten Trost und Hilfe zu finden. Auf die Dauer genügte jedoch die bisherige Heimstätte nicht mehr und es wurde für das Gnadenbild eine hölzerne Kapelle erbaut. Mit der Zeit nahmen sich auch die Herren der benachbarten Bergveste der Kultstätte an. Ulrich von Rechberg ließ i. J. 1488 in der Nähe der hölzernen eine steinerne Kapelle erbauen, stiftete auch im Jahre 1491 eine ewige Messe und ein ewiges Licht.

Schon der uns von seinem Besuch des Hohenstaufen her bekannte Tübinger Professor Crusius weiß von der Verehrung der „schönen Maria von Rechberg" zu berichten. „Nach jeder Krankheit, sagt er, bringt der Mensch, wenn er gesund wird, ein Opfer laut seines Gelübdes. Als, wenn er von den Schmerzen seines Fußes befreit wird, hängt er einen wächsernen Fuß daselbst auf. Man hängt auch der Maria viel Sachen um den Hals, bisweilen lächerliche und ungereimte Dinge. Zu solcher Zeit sind viel Läden

und Stände der Krämer und Handelsleute da". Die polizeiliche Aufsicht über diese fliegenden Märkte übernahmen jedenfalls die Burgherren und wurden dafür durch die eingehenden Zoll- und Steuererträge entschädigt. Sie wandten aber auch den für die Erweiterung des religiösen Kults erforderlichen Bauten ihre weitere Fürsorge zu. Zwei Jahrhunderte nach Erbauung des steinernen Kirchleins ließ Graf Bernhard Bero in den Jahren 1686 bis 1688 an Stelle der ursprünglichen hölzernen Kapelle die jetzige, neuerdings restaurierte und im Innern dem heutigen Geschmack angepaßte Kirche errichten, an Stelle des gleichfalls abgebrochenen Baues Ulrichs von Rechberg erstand der jetzige Pfarrhof. Die Grundform der im Stile der Spätrenaissance wohl von demselben Baumeister wie das benachbarte, in seinem Aeußern ihr so ähnliche Gotteshaus von Birenbach erbauten Kirche ist das griechische Kreuz mit östlichem Chore. Heute erfreut sich der dem Lärm und der geschäftigen Unruhe der Niederungen entronnene Wanderer an dem harmonischen Gesamtbilde, das Kirche, Pfarrhof, Meßnerhaus und Gottesacker und der grüne Anger dazwischen mit seinen schattenspendenden Laubbäumen gewähren, gekrönt von dem den natürlichen Verhältnissen der Oertlichkeit wie der religiösen Weihe der Stätte glücklich angepaßten Denkmal für die Gefallenen des Weltkrieges auf der Höhe des Gipfels.

Die weltlichen Wallfahrten auf den Rechberg setzten vor allem, wie wir schon gesehen haben, mit der großen vaterländischen Bewegung nach den Befreiungskriegen ein. Auch die Landeshochschule Tübingen entsandte besonders die Mitglieder und Gesinnungsgenossen der von dem neuzeitlichen Geiste erfüllten Burschenschaft auf den Zweigipfelberg. In dem im gastlichen Pfarrhofe aufgelegten Fremdenbuch beurkundeten sie dann die Tatsache ihres Besuchs für die Nachwelt. Unter den poetischen Einträgen befindet sich ein solcher von dem als Verfasser der Ho-

henstaufenlieder schon genannten, damals der Burschenschaft angehörigen Albert Knapp. Ein andermal glaubte ein Erlanger Burschenschafter, der mit Tübinger Freunden den Berg bestiegen hatte, Namens Lenz, als echter teutscher Jüngling den ihm in der Taufe verliehenen Vornamen Philipp wegen seines griechischen Ursprunges verleugnen und in seine Muttersprache übertragen zu müssen. Er schrieb sich also in das Fremdenbuch als „Roßlieb Lenz" ein. Ein in der Teutschheit nicht so weit vorgeschrittener Tübinger Germane verwandelte dann das l in dem Vornamen in ein d, so daß die späteren Leser des Fremdenbuchs mit Verwunderung von dem Besuch des Rechbergs durch einen Roßdieb Lenz aus Erlangen Kenntnis nahmen.

Diese ideellen Beweggründe zur Besteigung des Berges traten aber bald wieder zurück, und wer nicht seinen religiösen Bedürfnissen und Pflichten droben Genüge tun wollte, den führte der durch die neu erbauten Eisenbahnen eher geförderte als beeinträchtigte Wandersport dorthin. Besonders lockte aber natürlich den Wanderer die von jeher gerühmte Aussicht an. Mit der Zeit verlor aber auch diese an Zugkraft, seit die im Maschinenzeitalter einsetzende wirtschaftliche Blüte auch dem weniger Bemittelten die Möglichkeit weiterer Reisen sogar ins ferne Ausland, in die Alpen und den sonnigen Süden eröffnete. Was aber die heute im Rückgang begriffene, freilich immer noch in weiten Volkskreisen festgewurzelte materialistische Gesinnung auf dem ethisch-gesellschaftlichen Gebiet, das ist die Blasiertheit auf dem des Natur- und Kunstgenusses. Man konnte sich doch unmöglich mehr sonderlich für das Vorland der schwäbischen Alb begeistern, wenn man von den Olivenhainen am Fuß der Alpen den trunkenen Blick über die lachenden Gefilde und Seen Oberitaliens oder gar vom Kloster Camaldoli über die Fruchtgärten Kampaniens, den Vesuv und den Golf von Gaeta hatte schweifen lassen! Das

kaum erwachte Gefühl für den geschichtlichen Zusammenhang mit einer großen Vergangenheit war eben wieder verkümmert und damit jenes nationale Selbstbewußtsein, das allein die geistige Atmosphäre erzeugt, in der ein großes Volk sich wirklich gedeihlich entwickeln kann. Gustav Schwab übergab sein Buch „Die Neckarseite der schwäbischen Alb" „allen Freunden des geliebten Vaterlandes, allen, die noch Sinn für den edelsten und reinsten aller irdischen Genüsse haben, für den Genuß, den uns die Anschauung der Natur, die Bewunderung des Schöpfers, den wir in ihr ahnen, die Erinnerung an die merkwürdigen Menschen, die einst in ihr gelebt und auf sie eingewirkt haben, gewährt". Aber dabei kommt es doch ganz besonders darauf an, ob diese merkwürdigen Menschen unserem Volkstum angehören, ob sie Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem Blute sind. Und andererseits sollte gerade die Bekanntschaft mit Gegenden eines mit Naturschönheiten reicher gesegneten fremden Landes das Verständnis für die besonderen intimeren Reize, wie sie ein Blick vom Rechberg erschließt, erst recht wecken. Nur läßt sich nicht leugnen, daß, wie schon Schwab bemerkt, die Tannenwälder von Lorch, Welzheim, Aalen und Ellwangen, die Wälder und Berge von Crailsheim und Schw. Hall vom Rechberg aus einen Anblick gewähren, der schon an den finstereren, einförmigeren Charakter des benachbarten Frankens erinnert. Aber die Aussicht rundum ist offener als etwa die vom Hohenzollern oder vom Roßberg, von der Achalm oder der Teck. Wie der Schwabenwald so reiht sich der Albrand in das Panorama ein. Eigenartig wirkt der Niederblick über das Bergnest Hinterweiler nach dem Ottenbacher Tal und der Hinblick auf den ebenmäßiger geformten Hohenstaufen mit dem Dorf an der Berglehne als Uebergang auf die weitgespannte Fläche der Niederung, während gegen Nordosten zu die Wallfahrtskirche dem Auge einen reizvollen Vorder-

grund gewährt. Bei eingehender Betrachtung enthüllen sich dem Beschauer immer neue Schönheiten in der ganzen nächstliegenden Landschaft mit ihren ernsten Bergkuppen und heiteren Tälern, mit den sich immer wieder verschiebenden Geländeformen, mit dem bunten Teppich von Obstgärten und Tannenwäldchen, mit den Dörfern, Gehöften, Mühlen und von Linden überschatteten Kapellen. Besonderes Glück muß man freilich haben, wenn sich, am ehesten vor Sonnenauf- oder Untergang, die Kette der Vorarlberger Alpen dem Blick entschleiern soll. Sie zeigt sich dann im fernen Osten über einem Teile der unteren Alb und nimmt den Horizont vom Messelberg bis gegen Ueberkingen ein.

Mannigfaltig sind die Anmarschwege, die zum Rechberg heranführen. Wer vom Filstal kommt, wählt am liebsten den über Hohenstaufen und Aasrücken oder den Höhenweg über das Rehgebirge oder den bequemeren Weg durch das Ottenbacher Tal. Vom Remstal her wird man nach Zurücklegung der ersten Teilstrecke Gmünd-Straßdorf besonders an heißen Tagen den durch waldiges Gelände führenden sog. Pfefferweg bevorzugen. Häufig wird natürlich auch der unmittelbare Anstieg von der Bahnstation Methlangen-Rechberg der Bahn Göppingen-Gmünd gewählt. Will man beispielsweise im Filstal einem Besuch die Bekanntschaft des Rechberg in kürzester Zeit vermitteln und verfügt über ein Auto, so wird man sich dessen besonderen Dank verdienen, wenn man über Donzdorf und Wißgoldingen nach Dorf Rechberg fährt, von wo der Aufstieg zu den Gipfeln am besten vollends zu Fuß erfolgt. Man mag aber kommen von wo man will, jedenfalls empfiehlt es sich für jedermann, bei seinem Reisegepäck ein Päckchen staats- und kunstgeschichtlicher sowie burgenkundlicher Kenntnisse nicht zu vergessen.

XV.

Der Stammsitz der Herren von Rechberg auf dem kleinen Rechbergle.

Als am 6. Januar 1865 nachmittags 1 Uhr ein Blitzstrahl in dem dreistockigen Herrschaftsgebäude der Burg Hohenrechberg zündete und es in kurzem einäscherte, war damit das künftige Schicksal der ganzen Burganlage auf dem unteren Gipfel des Berges, dem „kleinen Rechbergle", entschieden. Die alte wehrhafte Ritterburg hatte nach der Auflösung des Herzogtums Schwaben und infolge der für die mittelalterliche Befestigungskunst überhaupt verhängnisvollen Erfindung des Schießpulvers mit ihren Folgen ihre eigentliche Daseinsberechtigung verloren. Es erfolgte nun, auch sonst eine so häufige Erscheinung, die Umwandlung der Burg in ein Schloß, mit Beibehaltung der alten, allmählich in Verfall geratenden Befestigungswerke. In dem für die neuen Wohnbedürfnisse umgebauten ursprünglich hufeisenförmigen Palas hatten nunmehr die Mitglieder der hohenrechbergischen Hauptlinie bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1585 ihren Sitz. Seither wohnten darin herrschaftliche Beamte, zuletzt nur noch ein Förster. Das niedergebrannte Schloß sollte nicht mehr aus seiner Asche erstehen, es hatte aufgehört, als Zweckbau zu dienen, nur die kleine Försterswohnung am Eingang, also nicht in der Burg selbst, erfüllt heute noch diese Aufgabe. Von nun an war der Bau als Ruine der Zahl der Baudenkmäler eingereiht, die lediglich als Stätten der Erinnerung an eine große Vergangenheit und gewissermaßen als burgenkundlicher Bilderatlas späteren Geschlechtern den ihnen so nötigen Anschauungsunterricht zu erteilen haben. Daß Hohenrechberg bis auf den heutigen Tag seine erzieherische Wirksamkeit so trefflich ausüben konnte, ist nicht zuletzt ein Verdienst der gräflichen Sprossen des in Donzdorf wohnhaf-

ten letzten Zweiges der Rechberg von der Linie Rechberg-Illeraichen. Dafür wie für die Erhaltung des gleichfalls in rechbergischem Besitz besitz befindlichen Scharfenschlößchens wurde ihnen freilich vonseiten gewisser den Wandersport auf ihre Art ausübender jugendlicher Wandergruppen wenig gedankt, so daß in letzter Zeit um der Erhaltung der Ruine Hohenrechberg willen das Recht des unbeschränkten Zugangs für das Publikum aufgehoben werden mußte.

Was den Besuch der Burg in ihrer heutigen Gestalt so lehr- und genußreich macht, ist einmal das geschlossene Gesamtbild, was dem Umstand zu verdanken ist, daß sie, wenn sie auch vorübergehend in feindliche Hände fiel, nie zerstört wurde. Ferner erlitt der romanisch-gotische Grundcharakter des Bauwerkes keine größere Einbuße durch störende Zutaten. Die zwei oberen, aus Gebälk errichteten, offenbar einer späteren Zeit entstammenden Stockwerke des Schloßgebäudes sind ja ein Raub der Flammen geworden, so daß die erhaltenen starken Sandsteinquadern des untersten Stockwerks sich in das Bild der Gesamtheit der übrigen Wehrbauten wohl einfügen. Freilich, der Bergfried, die letzte Zuflucht der Burgbewohner nach Erstürmung der Veste, soll schon längst, in den Jahren 1652 bis 1660, wegen Baufälligkeit abgetragen worden sein. Nach Schwab erlitt aber der „kolossalste" der Türme erst etwa am Ende des 18. Jahrhunderts dieses Schicksal. Sollte hier nicht eine Verwechslung vorliegen oder gab es einen noch stärkeren bezw. höheren Turm als den Bergfried?

Zu bedauern ist auch die Veränderung, die mit der trotzdem wegen ihrer architektonischen Gliederung heute noch besonders ins Auge fallenden in der Südmauer sich an die Ritterstube anschließenden Galerie vorgenommen wurde. Ihre sieben tief eingeschrägten romanischen Rundfenster sind leider zugemauert. In der Ostmauer dieses Gemaches ist noch ein roma-

nisches Doppelfenster sichtbar, sonst nur hie und da ein Rundbogenfensterchen.

Immerhin blieb noch genug übrig, was der heutigen Burgruine als Ganzem einen Platz unter den hervorragendsten Denkmälern des mittelalterlichen Befestigungswesens in Süddeutschland sichert. Um den richtigen Eindruck zu gewinnen, läßt man am besten zuerst von Rechberg-Hinterweiler aus die Gesamtansicht auf sich wirken. Dann begibt man sich zu der großen über das Tälchen zwischen dem großen und dem kleinen Rechberg führenden steinernen Brücke und gelangt über sie zuerst in den von Wirtschaftsgebäuden umgebenen Vorhof. Der tiefe, die ganze Burg umgebende Graben wird auf einer Holzbrücke überschritten und erst nachdem man drei Tore passiert, erreicht man den inneren Hof mit dem Felsenbrunnen. Unterwegs gibt es allerlei zu beobachten, die durch den Brand vielfach geröteten Buckelquadern des einstigen Palas fallen als Zeugen aus der ältesten Bauperiode besonders ins Auge und die Ueberreste zerfallener, im Schutt begrabener Kellergewölbe laden zur Untersuchung mit dem Spaten ein. Ueber den Burggraben hinüber schweift dann der Blick nach den der eigentlichen Veste vorgelagerten Vorwerken.

Woher stammen aber die Steine, aus denen die Burg erbaut wurde? Zweifellos aus der näheren Umgebung, ohne daß bis jetzt bestimmte Vermutungen geäußert worden wären. Wir möchten hier auf einen verlassenen Steinbruch in dem zum Hölltal bei Metlangen gehörigen Waldteil „Neidling" aufmerksam machen. Vielleicht reizt der Hinweis Gesteinskundige zu einer näheren Untersuchung der Oertlichkeit.

Wer die Stammburg der Rechberg kennen gelernt hat, wird auch mit um so größerem Interesse und Verständnis die anderen im Hohenstaufengau noch erhaltenen weltlichen und geistigen Bauten besichtigen, die den Geschlechtern der Familie durch die Jahrhunderte hindurch zum

Wohnsitz oder zur letzten Ruhestätte dienten. Vor allem natürlich den früheren Hauptort der Herrschaft Rechberg Donzdorf mit dem Schloß nebst seinem allgemein zugänglichen Park und der Martinskirche, der Grablege für zahlreiche Geschlechtsgenossen. Dann die auf ihrem zierlich schlank gestalteten Hügel ringsum weithin sichtbare Ruine Scharfenberg, heute im Volksmund Scharfenschlößchen genannt. Die Burg war um 1300 rechbergisch, wird dann helfensteinisch, um 1379 abermals an Rechberg zu kommen. Seit der Zeit der Umwandlung in ein Schloß war sie im 15. und 16. Jahrhundert bis zu der 1568 erfolgten Erbauung des Donzdorfer Schlosses Residenzschloß der hohenrechbergischen Hauptlinie. Auch die Burg Staufeneck war schon im Jahre 1333 in Rechbergischem Besitz. Diese Linie erlosch 1599 mit dem siebenjährigen Albrecht Hermann, der mit anderen Sippen in der Gruft zu Salach in der heutigen evangelischen Kirche ruht. Die dürftigen Ueberreste der Burg Rechberghausen lassen in ihrem heutigen Zustand die alte Pracht nicht ahnen, die ihre Mauern im 16. Jahrhundert bargen, als Haug Erkinger von Rechberg sie mit einem Aufwande von mehr als 100 000 Gulden neu ausgebaut hatte. Die Stadt Weißenstein gehörte seit Ende des 14. Jahrhunderts den Herren von Rechberg und war 1431—1548 Regierungssitz der 1550 ausgestorbenen Linie Hohenrechberg-Weißenstein. Das Schloß zeigt keine Reste der ursprünglichen mittelalterlichen Befestigung aus der Staufenzeit mehr, ist aber immer noch wehrhaft. In der Marienkirche ruhen Mitglieder der Familie aus dem 16. bis ins 19. Jahrhundert. Besonders stimmungsvoll ist die rechbergische Grabstätte in der Kapelle der einstigen vielleicht von Konrad von Rechberg erbauten Burg Ramsberg.

Den schönsten Ausblick auf das Gebiet, über das sich einst die hohenrechbergischen Stammgüter erstreckten, genießt man aber von der Al-

tane in der Nordfront des Scharfenschlößchens aus. Nur daß der großen Mehrzahl der Besucher das fehlt, was den besonderen Reiz dieser Kulturlandschaft ausmacht, „die Erinnerung an die merkwürdigen Menschen, die einst in ihr gelebt und auf sie eingewirkt haben."

XVI.

Aus der Geschichte der Herren von Rechberg.

Vom Zehntstein mit dem rechbergischen Löwen vom Jahr 1629, der den „Zehnten" der Linie „unter den Bergen" des Hauses Rechberg von dem Württembergs abgrenzte, bis zur Stammburg dieses Hauses und den sonstigen heute noch in der Gegend von ihm zeugenden Denkmälern — damit sind wir am Ende unserer heimatkundlichen Streifzüge rund um den Hohenstaufen angelangt. Bei der großen Bedeutung, die dem noch heute bestehenden Geschlecht innerhalb der Geschichte des Landstrichs zwischen Rems und Fils zukommt, bedarf es aber noch eines geschichtlichen Rückblicks und der Würdigung der namhaftesten Stammväter der Familie zugleich mit einem zusammenfassenden Ueberblick über die Entstehung des Hohenstaufengaues, innerhalb dessen die Rechberge sich als Gefolgsleute der größeren Herren emporzuarbeiten und der Landschaft gleich diesen ihren Stempel aufzudrücken vermochten.

Ihre Erhebung in den Ritterstand hängt offenbar mit der Umgestaltung des Herzogtums Schwaben durch Heinrich den Vierten aus dem salischen Kaiserhause und der Erbauung der neuen Herzogsburg auf dem Staufenberg durch ihn beziehungsweise seinen Schwegersohn Friedrich den Alten von Büren zusammen. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts hat es das Geschlecht schon zu Ansehen und Geltung im Reich gebracht: unter den ständigen Begleitern

Kaiser Friedrichs des Ersten befindet sich seit 1179 ein Ulrich v. R., Marschall in schwäbisch-staufischen Diensten, ein anderer Ulrich wird zum Bischof von Speyer erhoben. Auch Siegfried v. R., Bischof von Augsburg, der im Kreuzzug von 1216 hervorragende Waffentaten vollbrachte, wußte sich bei seinen staufischen Lehensherren, insbesondere Kaiser Friedrich dem Zweiten, eine einflußreiche Vertrauensstellung zu verschaffen. Nach dem Untergang der Staufer schlossen sich die Rechberge an das schnell aufblühende Haus Württemberg an und besonders ein Hans v. R. erwarb sich Kriegsruhm. Leider befolgte der „Württemberger Utz" nicht seinen Rat, als er ihm von der Fehde mit dem „Pfälzer Fritz" abriet. Trotz des Undanks, den dieser vom Hause Württemberg erntete, gehörte nachher Philipp v. R. zu den wenigen Adeligen, die Herzog Ulrich dem Verbannten in seinem Kampf gegen die Bündischen Treue hielten. Als württembergischer Obervogt von Göppingen nahm er sich auch des zur Reformation übergetretenen früheren Chorherren von Oberhofen Martin Cleß an und gewährte ihm eine Zuflucht auf Schloß Ramsberg. Ein eifriger Lutheraner war dann vollends jener Utz v. R., der alle Sonntage seinem ganzen Hause Predigten aus Luthers Postillen und ähnlichen Büchern vorlas und selbst Psalmen vorsang. „Solches wird man an wenigen Orten antreffen", meint Crusius.

Im Jahre 1609 wurden die Rechberge zu Reichsgrafen ernannt. Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein treffen wir mehrere Staatsmänner aus dem Geschlecht an wichtigen staatlichen Posten , die hohe Anforderungen an ihre Inhaber stellten. So besonders jenen Johann Bernhard, der 1848 Bevollmächtigter für Oesterreich bei der Zentralgewalt in Frankfurt war, sich vielfach diplomatisch betätigte und im Jahre 1859 das Amt eines Ministers des

Auswärtigen, hernach des kaiserlichen Hauses zugleich mit dem des Ministerpräsidenten bekleidete.

XVII.

Abschied vom Hohenstaufengau.

Bisher war diese Benennung, die eine rein organisatorische Bedeutung hatte, nur im Vereinsleben üblich. Wir haben den Begriff aber ins Territorialgeschichtliche übertragen, weil die Frühgeschichte der Staufer und mit ihr der Rechberge, weiterhin aber die des neuen mit der Erhebung Friedrichs des Alten zum Herzog i. J. 1079 beginnenden Schwaben aufs engste gerade mit der Landschaft, die wir darunter verstehen, zusammenhängt. Wie es kam, daß das ursprünglich weder politisch noch wirtschaftlich einen lebendigen Organismus bildende Gebiet durch gewisse , von der Politik des Reichsoberhaupts und der Landesherren diktierte Maßnahmen schicksalhaft gestaltet wurde, soll im Folgenden, soweit es der enge Rahmen gestattet, noch einmal zusammenfassend gezeigt werden. Eine Erhärtung der Ausführungen durch ein umfassendes Beweismaterial muß der Untersuchung vor einem wissenschaftlichen Forum vorbehalten werden.

Nach der Vertreibung der Römer und der Landnahme durch die Alamannen war die Waldlandschaft zwischen Rems und Fils im Laufe der Sippen - Kolonisation nur ganz oberflächlich in Kultur genommen worden. Die Beschaffenheit des Bodens in dem steinigen Gelände und das schon an die nahe Alb erinnernde Klima vermochten die Siedler nicht anzulocken, zumal diese noch alle Hände voll zu tun hatten, um den von den früheren Besitzern verlassenen Ländereien in dem Winkel zwischen Rhein und Donau genügende Erträge abzugewinnen oder sonst

bessere Böden urbar zu machen. Auch die Verkehrsmöglichkeiten boten keinen besonderen Anreiz. Die früher vielbenützte durch das Remstal führende Heerstraße hatte ihre alte Bedeutung eingebüßt, seit sie nicht mehr den Beherrschern des alten Imperiums den Verkehr zwischen den westlichen und östlichen Provinzen vermittelte.

Allmählich stieg aber, als sich die deutschen Stämme im heiligen römischen Reich deutscher Nation zusammengefunden, die Kaiser mehr und mehr in die Wirbel der damaligen Weltpolitik hineingerieten und in den Städten Gewerbe und Handel in Blüte kamen, die Bedeutung der wenigen völker- und länderverbindenden Reichsstraßen. Eine Zeit lang mochte die von der mittleren Donau zum Niederrhein führende, von der die Remstalstraße eine Teilstrecke bildete, von der größten wirtschaftlichen Bedeutung im ganzen Reiche überhaupt sein, da sie die zeitweilig wohl wichtigsten Erzeugungsgebiete von ganz Europa miteinander verband. Als nun vollends Süddeutschland unter der Regierung des Saliers Heinrich des Vierten zwanzig Jahre lang von Bürgerkriegen heimgesucht wurde, lehrten diesen die Erfahrungen, die er im Kampfe um seine Krone machen mußte, die strategisch-wirtschaftliche Bedeutung des Straßenzugs erst recht schätzen Die zunehmende Geltung von Ulm Königspfalz mit Burgflecken und der durch seine günstige Verkehrslage geförderte wirtschaftliche Aufschwung der künftigen Reichsstadt mußte aber auch den Gedanken nahe legen, eine Zweiglinie für den immer stärker anschwellenden Verkehr auf der alten Römerstraße zu schaffen, die vor allem dem Laufe des noch ganz dünn besiedelten, zur Römerzeit sogar gänzlich gemiedenen Filstales folgen und bei Cannstatt in jene einmünden sollte. Die Vollendung dieses neuen Stranges, vielleicht noch unter Heinrich dem Vierten, bedeutet die Geburtsstunde des Hohenstaufengaues.

Mit einemmale erwachte der bisher kaum beachtete Landstrich des Schwabenwalds und der Voralb durch die neue Konjunktur, um diesen modernen Ausdruck auf die damaligen Verhältnisse zu übertragen, aus seinem bisherigen Schlummer als künftiges Herzstück des neuen Herzogtums und machtpolitischer Stützpunkt für die Träger der Kaiserkrone. Aber nicht der Bau der Herzogsburg eröffnete wohl das neue Siedlungswerk, sondern die planmäßige Schaffung von Bauernstellen. An der Spitze die Siedlungen, deren Namen mit „Büren" gleich Bauern zusammenhängen. Zu den genannten kommt hinzu Beuren „in den Bergen" zwischen Rechberg und Heubach. Auch die zu den Höhenburgen gehörigen Weiler und Dörfer ließen nicht auf sich warten, beziehungsweise wurden vergrößert, wenn sie schon bestanden, da die auf Staufen, Rechberg, Scharfenberg, Staufeneck, Ramsberg stationierten Besatzungen und die dazu gehörigen Frauen und Kinder mit der täglichen Nahrung und sonstigem Bedarf versorgt sein wollen; ebenso wie die Bewohner in Wäschenbeuren, Eislingen, Ebersbach oder von Burren, die nicht ausgesprochene Höhenburgen waren, wie Lorch und Weißenstein. Waldstetten, ursprünglich Walchstetten, d. h. Stätte einer Siedlung von Welschen, mag erst aus der Zeit der näheren Beziehungen der Staufer zu Italien stammen, würde also eine Fortsetzung des früheren Kolonisationswerks bedeuten. Um das uralte Klösterlein Faurndau entstand wohl in dieser Siedlungsperiode die Dorfanlage. Als der eigentliche Begründer dieser ganzen bäuerlichen Kolonisation dürfte jener älteste Friedrich anzusehen sein, der sich „von Büren" nannte und dem vielleicht der Beiname „der Siedler" gebührt. Seinen früheren Grafensitz erblicken wir in der Burg Lorch, an die sein Sohn die neue Grablege des Geschlechts anbaute.

Etwa gleichzeitig mit der Gründung mehrerer dieser Bauernorte mag der Bau der Vesten er-

folgt sein, der eigentlichen Burgen wie der Steinbauten von der Art des Graneggturmes. Hier sei noch besonders der Helfenstein bei Geislingen erwähnt, dem sich die Sitze der Dienstleute auf der Alb anreihten. Auch alte Siedlungen wie Eislingen wurden damals wohl mit Burgställen belegt. Ferner mußte man an die Ummauerung offener Plätze von größerer Bedeutung wie von Gmünd, Göppingen, Geislingen, Weißenstein, Rechberghausen bei der Zunahme von Handel und Wandel und der wachsenden politischen Geltung gehen. Nicht minder konnten hinter den Gründungen und Bauten weltlicher Art die geistlichen zurückbleiben, vor allem an den größeren Plätzen. Das Kloster Lorch machte ja im Jahre 1108 den Anfang. Das uralte Hürbelsbach erhielt früh eine eigene Pfarrei. Kloster Adelberg fällt, wie wir sehen, erst in die Zeit Kaiser Friedrichs des Ersten. Aber auch das Kirchlein in Oberwälden gehört der Staufenzeit wohl als Ableger des benachbarten Adelberg an, ebenso das von Wäschenbeuren neben sonstigen Gründungen im Schurwald.

Von besonderer Wichtigkeit vor allem für die weltlichen Machthaber aber waren die drei genannten Querstraßen als Verbindung der beiden großen Straßenzüge, denen der ganze Hohenstaufengau seine Entstehung verdankte. Das Netz wurde vervollständigt durch die wichtige Straße Süßen-Heidenheim vom Fils- zum Brenztal, zu deren Ueberwachung die Burg Weißenstein und der Heidenheim überragende Hellenstein dienten, und die über den Schurwald nachziehende Kaiserstraße, deren hohes Alter gleichfalls feststeht. An allen diesen Straßen entstanden neue Siedlungen.

Diese dürftige Skizze und die Ergebnisse der einzelnen Streifzüge, zu deren Vervollständigung und Abrundung sie dient, müssen hier genügen. Wer aber als richtiger Wanderer, d. h. als Fußgänger, durch die heutige Kulturlandschaft rund um den Hohenstaufen seine Straße zieht,

dem mögen die knappen Hinweise auf eine entschwundene große Zeit deutschen Lebenswillens und deutscher Machtentfaltung dazu dienen, die abwechslungsreichen Bilder von Natur und Menschenwerk mit den Gestalten und Schöpfungen der Vergangenheit zu beleben und dem Naturgenuß die höhere Weihe beizugesellen, die nur die Zusammenhänge mit Volk und Vaterland einer Landschaft zu verleihen vermögen.

[illegible]

Hohenstaufen seine Entstehung verdankte. Das Netz wurde vervollständigt durch die wichtige Straße Süßen-Heidenheim vom Fils- zum Brenztal, zu deren Ueberwachung die Burg Helfenstein und der Heidenheim überragende Hellenstein dienten, und die über den Schurwald nachziehende Kaiserstraße, deren hohes Alter gleichfalls feststeht. An allen diesen Straßen entstanden neue Siedlungen.

Diese dürftige Skizze und die Ausschnitte der einzelnen Streifzüge, zu deren Vervollständigung und Abrundung sie dient, müssen hier genügen. Wer aber als richtiger Wanderer, d. h. als Fußgänger, durch die heutige Kulturlandschaft rund um den Hohenstaufen seine Straße zieht,

Bankhaus Gebr. Martin
Göppingen beim Schloss - Fernspr. 3144



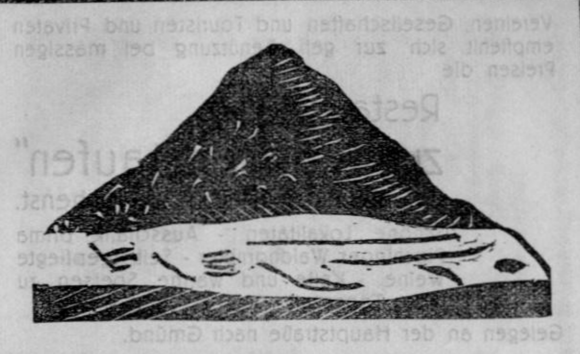
empfiehlt sich für alle bankmässigen Geschäfte

Die beste Bezugsquelle

für Lebens- und Genußmittel, Fleisch- u. Wurstwaren, Weine, Schuh- u. Textil-Waren, Brennmaterialien, ist der

KONSUMVEREIN GÖPPINGEN
mit seinen 27 Verteilungsstellen.

Eintritts-Gebühr
50 Pfennig.



Besuchet Hohenstaufen

und seinen Kaiserberg, diesen „unvergleichlichen Luginsland" mit seinem weiten herrlichen Rundblick, einem der schönsten auf der Alb. Im Dorf, am Fuß der oberen Bergpyramide das neu instandgesetzte Barbarossakirchlein, eine geschichtliche Sehenswürdigkeit. Verbindung mit der Oberamtsstadt Göppingen durch Bahn (3/4 Std.), durch Omnibus (20 Min.), zu Fuß, durch prächtigen Tannen- und Laubwald auf guten Wegen (1 1/2 Std.) Sommerfrische. Gute Gasthäuser mit mäßigen Preisen. Auskünfte durch das Bürgermeisteramt.

D. H. V.

Ortsgruppe Göppingen: Geschäftsstelle Hermannstraße 14, Ortsgruppenheim Hermannstraße 14, Verkehrslokal Brauerei zum „Rad", Vertrauensmann Paul Mayser, Hailingstr. 7.

Ortsgruppe Eislingen: Ortsgruppenheim Gasthaus zum „Hirsch", Kleineislingen, Vertrauensmann Flachmüller Wilhelm, Gross-Eislingen, Schloßstraße 3.

Ortsgruppe Salach: Ortsgruppenheim Gasthaus zum „Ochsen", Vertrauensmann Karl Volz, Hauptstrasse 39.

Ortsgruppe Süssen: Ortsgruppenheim Gasthaus z. „Löwen", Groß-Süßen, Vertrauensmann Wilhelm Kellenbenz, Gasthaus zum „Löwen" Gross-Süßen.

Ortsgruppe Donzdorf: Ortsgruppenheim Gasthaus zur „Krone", Vertrauensmann Josef Widmann.

Ortsgruppe Ebersbach: Ortsgruppenheim Gasthaus z. „Bahnhof", Vertrauensmann: Jakob Kieffer.

Herrenhüte - - Mützen

sowie sämtliche
Herrenartikel

ADOLF LANG bei der Stadtkirche

Konditorei und Cafè
LUIPOLD

neu renoviert, empfiehlt sich
dem verehrl. Publikum bestens



Sportgerechte
Bekleidung u.
Ausrüstung

in grosser Auswahl zu billigsten Preisen im

Sporthaus „Eintracht"
Göppingen - Pfarrstraße 14.



Ruine Staufeneck

schönster Aussichtspunkt des Filstals, gut geführte Wirtschaft, alle Speisen und Getränke, besonders stets frische Milch, Kaffee und Kuchen, gute Autozufahrtsstrasse zur Ruine über Salach.

Gutspächter Otto Linderich
Staufeneck

Dr. Luz'sche Apotheke

von Eugen Krauss, Göppingen

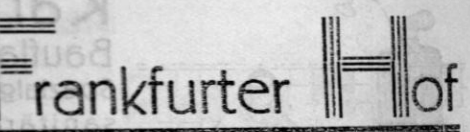
Allopathische Apotheke

Homöopathische Voll-Apotheke

Biochemie

Anfertigung sämtlicher Privat- und Kassen-Rezepte.
Spezial-Laboratorium für Harn- und Sputum-Untersuchungen.

Hotel



Telefon 2463 - Göppingen - am Bahnhof

Bekannt gutes, vom reisenden Kaufmann gern aufgesuchtes Haus, schöne Fremden-Zimmer mit Zentralheizung, fliess. kalt und warm Wasser. Garage. Die Preise sind den Zeitverhältnissen angepasst.

Rud. Falk



ALPINA-UHREN

Gold- u. Silberwaren
WMF.-Geschenkartikel
Feldstecher
Schutzbrillen
Opt. Artikel bei

A. Bartholome

Hauptstraße 32.

Angenehmer Erholungsaufenthalt bietet Ihnen das prächtig gelegene, öffentliche

Freibad am Marbach

am Nebenbahnhof Faurndau

50 Einzelkabinen, grosse Gemeinschaftskabinen u. schöne Wirtschafts-Räume. 2 große Schwimmbecken (25 m Bahn). 6 Morgen freie Grünfläche. Täglich Radio-Konzert.

Dieses Werk wurde
gesetzt, gedruckt
gebunden in der

Buchdruckerei der Göppinger Zeitung

Anfertigung von

Druckarbeiten

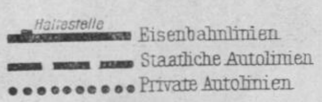
jeder Art.

MASZSTAB

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 km.

Nur für Entfernungen in der Luftlinie

VERKEHRSKARTE: GÖPPINGEN UND UMGEBUNG



n. Welzheim
Oberurbach
n. Welzheim
n. Gaildorf
n. Aalen
n. Waiblingen
Gerad-stetten
Hebsack
Winterbach
Unterurbach
Weiler
SCHORNDORF
Plüdershsn.
Rems
LORCH
Großdeinbach
Hangendeinbach
Kleindeinbach
Wetzgau
Hussenhofen
Zimmern
Ober-böbingen
GMÜND
Ober-bettringen
Bargau
Buch
HEUBACH
Schnait
Engelbg.
Waldhsn.
Unter-
Ober-kirneck
Rattenharz
Radel-stetten
Schönbronn
Straßdorf
Unter-
Scheuel-B.
Beuren
Manolzwlr.
Baach
Schlichten
Oberberken
Dorf
Breech
Lindenbronn
Wäscherhf.
Wäschenbeuren
Maitis
Reitprechts
Lenglingen
Metlangen
Wallstetten
Weiler in den Bergen
SCHURWALD
Hohengehren
Baiereck
Unterberken
Adelbg.
Kloster
Börtlingen
Zell
Birenbach
Hohenrechbg.
Hinterwlr.
Vorderwlr.
Rechbg.
Herdtlinswlr.
Weilerstoffel
Bernhrds.B.
Baltmannswlr.
Thomashardt
Nassach
Oberwälden
Schloßhf.
Hohenstaufen
Stuifen
Tannwlr.
Hegenlohe
Krapfenreut
Büchenbronn
Diegelsbg.
Wangen
Rechberghsn.
Oberhsn.
Höhrein
Ottenbach
Wißgoldingen
Klts. Feld
Kuh-B.
Degenfeld
Holzhsn.
Niederwälden
Lerchenbg.
Bartenbach
Kitzen
Plochingen
Reichenbach a.d.F.
Ebersbach
GÖPPINGEN
Krumwälden
Reichenbach
Winzingen
Nenningen
WEISZENSTEIN
n. Cannstatt
Neckar
Fils
Weiler
Bünzwangen
Uhingen
Faurndau
Sulpach
Hochdf.
Groß-eislingen
Bärenbach
Pfauhsn.
Albershsn.
Filseck
Klein-eislingen
Salach
Staufeneck
Schl. Ramsbg.
Hagenbuch
Messel-B.
Böhmenkirch
Steinbach
Roßwälden
Holzheim
Jebenhsn.
Donzdorf
Treffelhsn.
Wellingen
Sparwiesen
Groß-süßen
Klein-süßen
Unterweckerstell
Schnittlingen
n. Unter-böhingen
Lauter
Ötlingen
Notzingen
Schlierbach
Bezgenriet
St. Gotthardt
Heiningen
R. Scharfenbg.
Hohenstein
Kuchalb
Steinenkirch
Lindorf
KIRCHHEIM UNT. TECK
Ohmden
Hattenhofen
Pliensbach
Romental
Gingen a.d. Fils
Grünenbg.
Stötten
n. Gerstetten
Jesingen
Zell
Dürnau
Eschenbach
Lotenbg.
Schlat
Fränkel
Burren
Wasser-B.
Holzmaden
Aichelbg.
Bad Boll
Boll
Eckwälden
Gammelshsn.
Fuchseck
Tales-B.
Kuchen
Eybach
Dettingen unt. Teck
Korn-B.
Unterböhringen
Waldhsn.
Nabern
WEILHEIM AN D. TECK
Boßler
Auendorf
Reichenbach i. Täle
Oberböhringen
Michels-B.
Altenstadt
Weiler ob Helfenstein
Schalkstetten
Limbg.
Nordalb
Oberg.
Schillerswacht
GEISLINGEN
Lauter
Teck
Bissingen
Hepsisau
Gruibingen
Hausen a.d. Fils
Überkingen
Stubershm.
Breitenstein
Lindach
Deggingen
Wittingen
Neidlingen
Mühlhsn.
Ditzenbach
Aufhausen
Türkheim
Neuhs.
Hofstett-Emerbuch
OWEN
Beuren
Brucken
Ochsenwang
Gosbach
Amstetten
Ober-lenningen
R. Reußenstein
WIESENSTEIG
SCHWÄBISCHE ALB
Ettlenschieß
n. Laichingen
n. Ulm

GEZ: ERNST STEINAU.

Stadt Göppingen und seine nähere Umgebung

Göppingen liegt 323 m über dem Meeresspiegel im landschaftlich, geschichtlich und wirtschaftlich bedeutsamen Tal der Fils, eines Nebenflusses des Neckars. Es ist auf seiner Nordseite umsäumt von den Vorbergen der schwäbischen Alb. Das königliche Haupt des Hohenstaufen ragt hier, seiner Krone beraubt, als ernstes Wahrzeichen empor. An seinen letzten südlichen Ausläufer schmiegt sich ein Teil der Stadt Göppingen, der auf diese Weise den Vorzug der südlichen Lage gewinnt. Die andere Seite des Tales wird begrenzt durch den trutzigen, waldumsäumten Steilabfall der schwäbischen Alb. Rings um die Stadt zieht sich ein Wald von Obstbäumen und taucht sie im Frühling in ein weißes Blütenmeer, im Sommer und Herbst in ein freundliches Grün.

Von den Staufern, denen Göppingen Ummauerung und Stadtgerechtigkeit verdankte, kam die Stadt bald unter württembergische Hoheit und genoß die Gunst der Herrscher. So wurde von Graf Ulrich V. die

Oberhofenkirche im Jahre 1436 erbaut. Es war damit bis zur Reformation ein Chorherrnstift verbunden. Das Innere der Kirche hat verschiedene Wandlungen durchgemacht, am wenigsten noch der gotische, architektonisch bemerkenswerte Chor, während das Schiff 1685 durch eine Hängedecke im Renaissancestil stark verändert wurde. Die plastische Ausgestaltung der Kirche (Chorgestühl, Grabdenkmäler) sowie das Kriegerdenkmal vom Jahre 1449 (Freskogemälde an der nördlichen Chorseite) verdienen besondere Beachtung.

Unter Herzog Christopf wurde an Stelle der alten Burg das jetzige **Schloß** im Jahre 1559 erbaut. Die kahle, massige Außenseite wird nur durch ein reichornamentiertes Portal belebt. Der Binnenhof, durch Treppentürme und Ziergiebel belebt, birgt im südwestl. Turm die berühmte „Rebenschnecke", eine hervorragende Sehenswürdigkeit. Herzog Christoph erweiterte auch den (schon 1405 erwähnten und vielbesuchten)

Sauerbrunnen, weshalb es auch Christophsbad heißt. Zwei weitere Quellen mit anderer mineralischer Zusammensetzung an der Eislinger Straße.

Für Ausflüge bietet Göppingen einen unvergleichlichen Ausgangspunkt. Zahlreiche Omnibuslinien und die Bahn nach Gmünd und nach Boll.

Interessante und empfehlenswerte Ausflugsziele sind:

Hohenstaufen (Omnibus oder von Bahnstation Maitis in ³/₄ Std. auch zu Fuß von Göppingen durch Oberholz auf selbst bei schlechtem Wetter gutem Weg in 1¹/₂ Std.), eine der schönsten Rundsichten auf der Alb. Im Dorf das „Barbarossakirchlein".

Rechberg (von Bahnstation Hohenrechberg 1 Std. oder von Omnibusstation Ottenbach 1 Std.) mit stattlicher Ruine auf dem einen Gipfel und Wallfahrtskirche auf dem Hauptberg. Stimmungsvolles Kriegerdenkmal und berühmter Rundblick.

Adelberg (Omnibus oder von Bahnstation Adelberg in ³/₄ Std.), ehemaliges Praemonstratenserkloster, im Bauernkrieg zerstört. Interessante Kirche (um 1500). Prachtvolle Aussicht.

Staufeneck (von Bahnstation Salach oder Süßen in ³/₄ Std.), Ruine mit mächtigem Bergfried (besteigbar), entzückende Rundschau. Wirtschaft.

Scharfenschloß (von Donzdorf in 1 Std.), eine der schönsten Ruinen der Umgebung.

Kaltes Feld (von Station Nenningen in 1 Std.), echter Albcharakter, weite Rundschau, berühmtes Schneelaufgelände.

Wasserberg (von Bahnhof Schlat in 1¹/₂ Std.) Reizvolles und vielbesuchtes Wanderheim des Schwäb. Albverein auf prachtvoller Bergeshöhe (740 m). Schneelaufgelände.

Fuchseck (von Bahnhof Eschenbach in 1¹/₄ Std.) Großartiger Ausblick nach Norden. (762 m).

Bad Boll (von Station Boll in 20 Minuten). Herrlicher Kurgarten. Angenehmer, ruhiger Aufenthalt. Im Besitze der Herrnhuter Brüdergemeinde.

Bad Ditzenbach (Omnibus oder Bahn), berühmtes Mineralbad.

Wiesensteig (von Ditzenbach in ³/₄ Std.), altes Städtchen in wildromantischem Talschluß.

Randwanderungen:

Sonstige lohnende Halbtags- u. Tagesausflüge im Hohenstaufengau

Salach—Burrental—Rehgebirge—Rechberg—Hinterweiler—Rechberg—Gmünd. (Z.B. von Stuttgart aus mit Mittwochfahrkarte ausführbar).

Gingen—Hohenstein—Kuchalb—Scharfenschlößchen—Donzdorf.

Gingen—Hohenstein—Kuchalb—Hof Oberweckerstell—Messelstein—Donzdorf.

Schloß Weißenstein—Messelstein—Donzdorf.

Süßen—Staufeneck—Ramsberg—Reichenbach—Donzdorf.

Im Hochsommer sind besonders die verschiedenen, durch den Hohenstaufenwald u. a. ins Ottenbacher Tal führende Wanderungen zu empfehlen.

Göppinger Zeitung, Göppingen

